I. o. germ. 1208 – 166

Sch. Wiss. deutscher. pg. 8.

nr

Sammlung

<36610509140011

<36610509140011

Bayer. Staatsbibliothek

Carl von Carlsberg
oder über das
menschliche Elend,

von

Christian Gotthilf Salzmann.

Dritter Theil.

Mit allerhöchst = gnädigst Kayserl. Privilegio.

Carlsruhe,
bey Christian Gottlieb Schmieder.
1784.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erster Brief.

Carl an den Obersten von Brav.

Troppenheim, den 16ten October.

Ich bin noch in Troppenheim, lieber Herr Vetter! Und da ich keine grose Neigung fühle, den Herrn Rektor Californius zu sprechen, und ausser ihn hier niemanden kenne, so habe ich Musse genug, Ihnen die Geschichte meines Abgangs von Grünau zu beschreiben.

Den letzten Abend, da ich aus dem Hause des Diakonus wieder auf meine Stube gekommen war, brachte ich noch einige Stunden mit Durchsuchung meiner Papiere zu, dann bestieg ich mein Lager und suchte Ruhe, aber fand sie nicht. Meine Einbildungskraft gerieth in eine solche Lebhaftigkeit, dergleichen sie lange nicht gehabt hat. Meine ganze Lage stand vor mir, wie ein groses Gemälde, mit lebendigen Farben gemalt.

Auf der einen Seite war meine heftige Neigung zu Henrietten, die nun eine solche Stärke erreicht hat, daß ich die Möglichkeit, sie zu besiegen, nicht mehr denken konnte. Auf der andern Seite er-

schienen mir die Schwierigkeiten, die mir, sowohl von Henriettens Vater, als meiner eignen Mutter, gemacht werden, wie grose unübersteigliche Berge; und über meinem künftigen Schicksale ruhte eine dicke fürchterliche Nacht, in der lauter schreckliche Gestalten erschienen, die mir den Untergang drohten.

Ach das waren quaalvolle Stunden! Seit jenen Nächten, die auf mein unglückliches Spiel folgten, habe ich solche Pein nicht ausgestanden. Mein ganzes Leben verabscheuete ich und trat es unter die Füsse, und fand keine Vorstellung mehr, an die ich mich halten, und damit ich mich einigermasen beruhigen konnte, als meine Sterblichkeit.

Ich überschlug mein akademisches Leben, zog davon ab die Nächte, die ich fühllos schlief, die Stunden, da ich verdauete, und die vielen Tage, da ich mich härmte und ängstigte, und fand, daß ich kaum acht Tage wirklich gelebt, mich meines Daseyns gefreuet, und zum Besten meiner Nebenmenschen gewirkt hätte.

Endlich sah ich mich selbst, wie ich unter einigen Verzuckungen, meinen letzten Odem ausbließ;

bließ; wie man mich in den Sterbekittel hüllete, in den Sarg legte, ins Grab senkte, und wie nun die Schädel, Knochen und Ribben, das verwesete Fleisch, und die Haarbüschel, von denen, die vor mir diesen Aufenthalt des Grausens bezogen, über meinen Sarg zusammengeschaufelt wurden. Da lächelte ich — legte mich auf die andere Seite, und versuchte zu schlafen. Aber auch dieser Versuch mißlang mir. Meine Einbildungskraft, hatte ihr Gemälde noch nicht vollendet, und konnte also auch nicht ruhen. Sie ließ mich in meinem Sarge noch die Klagen meiner hinterlaßnen Freunde hören. Henriette wollte sich mit in das Grab stürzen, und winselte: Ach mein Carl, du verläßst mich? mich, deine Henriette? ich soll dich nicht mehr umarmen? ich soll dich überleben, und kann doch ohne dich nicht leben? Und neben ihr stunden Sie und mein lieber Wenzel, sahen starr ins Grab, und sagten zu einander: was ist doch das menschliche Leben, so kurz — so vergänglich! er war so ehrlich — wollte gern so viel Gutes stiften, und hatte doch so wenige Freude auf der Welt —

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen diese ganze Phantasie auserzähle, weil sie mir ein merkwürdiges psychologisches Phänomenon zu seyn scheint.

Ich ward in meinem Sarge so wehmüthig, daß mir wirklich die Thränen über die Backen flosen. Und dieser Thränenguß verursachte in meiner Seele eine sehr fühlbare Revolution. So schwarz die Nacht ward, die über meiner Seele lag, so helle ward nun das Licht, in dem sie zu wandeln fieng. Ich empfand eine ausnehmende Frölichkeit; war mir nicht mehr der schwache, von seinen Widerwärtigkeiten und Leidenschaften umhergetriebene, Carlsberg, sondern ein Unsterblicher, der sein Leben nach Millionen Jahren berechnet. Aller Welt Angst gieng vor mir vorbey, wie ein trübes Wölkchen, und aller Welt Wollüste gaukelten vor mir hin, wie Träume, und nur des Wohlthuns Freude zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich schien mir ein Baum von ewiger Dauer zu seyn, den bald die Sonne anlächelt, bald der Regen benetzt, bald der Sturm umherschüttelt und der Frost mit Eißzapfen behängt, und der unter allen diesen Abwechslungen immer fort wächst.

In dieser merkwürdigen Nacht habe ich unter andern guten Entschliessungen auch diese gefaßt, daß ich keines Menschen mehr spotten will, der unmit-

unmittelbare Einwirkungen des Geistes Gottes in seine Seele behauptet. Denn ob sich gleich dieser sonderbare Zustand, in dem ich mich in dieser Nacht befand, aus natürlichen Ursachen sehr gut erklären läßt; so ist es doch ungemein leicht, wegen seiner grosen Ungewöhnlichkeit, dahin zu gerathen, daß man ihn als Wirkung der Gottheit betrachtet. Und überdieß, sind nicht alle Kräfte der Natur Gottes Kräfte, so wie die Kräfte meiner Hand meine Kräfte sind? thut denn der Unrecht, der von den Buchstaben, die jetzo meine Hand malt, sagt, sie wären Carlsbergs Schrift?

Ein starkes Klopfen an meiner Thür, zeigte an, daß die Stunde, die ich zum Aufstehen und zur Abreise bestimmt hatte, da sey, und endigte meine Phantasie.

Fortsetzung.

Ich fuhr mit der ordinairen Post ab, ohne alle Begleitung, weil ich seit der letzten Affaire eine unüberwindliche Abneigung gegen allen Umgang mit Musensöhnen bekommen hatte.

Es war noch finster da wir abfuhren, und ich konnte von meiner Reisegesellschaft nichts sehen, als daß sie aus drey Mannspersonen und einem

einem Frauenzimmer bestund. Neben dieses bekam ich meinen Sitz.

Werden Sie weit reisen? fragte ich.

Sie. Nein.

J. Sind Sie aus Grünau gebürtig?

S. Nein.

J. Sie wollen vielleicht Anverwandte besuchen?

S. Gar nicht.

J. Es ist heute sehr kalt.

S. Ich kann es eben nicht sagen.

J. So. Sie haben wohl Glühwein getrunken?

S. Kanns nicht sagen.

Ich auch nicht, gab ich zur Antwort, hüllte mich in meinen Reisemantel und — schlief ein.

Bey meinem Erwachen war es heller Tag, und ich sah in einiger Entfernung vom Postwagen einen grosen Trupp Leute gehen, die alle wie Emigranten aussahen. Sie hatten zwey Karren bey sich, davon jeder von einem elenden Pferde gezogen wurde, und mit nichts als Kindern und alten Lumpen bepackt waren.

Die Neugier trieb mich, vom Wagen zu springen, und mich unter diese Leute zu machen.

Guten

Guten Morgen! Guten Morgen! sagte ich, lieben Freunde! wo geht die Reise hin?

Nach Amerika, antwortete mir ein rascher Bauer.

J. Nach Amerika? Das ist sehr weit. Was wollt ihr denn da thun?

B. Anbauen wollen wir uns.

J. Aber wo wollt ihr euch denn anbauen? Habt ihr denn Land?

B. Land die Hülle und die Fülle. Ein vornehmer Herr, der uns die Reisekosten giebt, sagte, wenn jeder funfzig Morgen haben wollte so könnte er sie kriegen.

J. Und das ist am Ende eine Wüsteney?

B. Ey mag es doch seyn Sand oder Fels oder Morast, thut alles nichts; es ist doch Land.

J. Giebts denn an andern Orten kein Land? Habt ihr denn kein Vaterland?

B. Ich habe kein Vaterland.

J. Das wäre doch sonderbar. Ihr müßt doch an einem gewissen Orte gebohren seyn?

B. Ja, das wohl. Ich bin aus dem Barmländischen.

J. Nu, so ist ja das euer Vaterland. Und was fehlt denn dem Lande? Hat so schöne Wiesen, Getraidebau, Obst, Waldungen. Glaubt ihr denn in Amerika besser Land zu finden?

B. Das wohl nicht. Aber was hilft mir denn das schöne Land im Barmländischen, wenn ichs nicht habe? Es kommt mir eben so vor, als wenn ich bey dem Herrn auf dem Postwagen säße; der Herr hätte den Sack voll Gold, und ich hätte nichts, und wollte mir da einer sagen, es wäre so hübsch auf dem Postwagen, weil da so vieles Geld wäre.

J. Nun, lieber Freund, könnt ihr euch denn nicht von den Früchten kaufen, die auf anderer Lande wachsen.

B. Wovon denn, lieber Herr? Ich muß ja dem lieben Gott danken, wenn ich nur satt Brod und Kartoffeln für meine Kinder habe. Und es will doch jeder Mensch ein Stückchen Land haben. Hat es doch der Maulwurf und der Hamster. Und die Bibel spricht ja: Der Himmel allenthalben ist des Herrn, aber die Erde hat er den Menschenkindern gegeben. Bin ich denn nicht auch ein Menschenkind, so gut als Sie und andere, die Uhren in der Tasche haben? Warum

um soll ich denn keinen Theil an der Erde haben, die unser Herre Gott den Menschenkindern gab?

J. Das muß doch aber seine besondern Ursachen haben, warum ihr keinen Antheil habt.

B. Die muß es ja freylich haben. Es hat ja jedes Ding sein Fundament, seinen Grund und seine Ursache. Und das Fundament und der Grund, und die Ursache, warum ich keine Spanne breit Land habe, ist die, weil mein Vater ein armer Mann war.

J. Und könnt ihr euch denn kein Land durch euern Fleiß und gute Einrichtung eurer Haushaltung verschaffen?

B. Das Gott im hohen Himmel erbarme! Wer zum Heller geschlagen ist, wird niemals zum Groschen. Und wenn ich denn nun den ganzen Tag vom Morgen bis in die Nacht, mich abmacerire, und die Frau macerirt sich ab, was hab ich denn? Ein paar lumpige Groschen. Da kauf sich der Mensch Land dafür. — Herr Jemine! Und wenn ich denn nun auch den Sommer durch ein paar Gulden zusammenscharre, und es kommt Michelstag, da geht alles wieder zum Henker, da will alles Geld haben; eins Kopf-

 geld,

geld, das andere Schutzgeld, das dritte Nahrungsgeld, das vierte Frohngeld, das fünfte Soldatengeld — der Henker mag die Namen alle im Kopfe behalten.

J. Ich dächte doch, wenn ihr recht nachdächtet —

B. Ja, da denkt sich der Mensch müde. Mein Vater und mein Großvater, tröste sie Gott, waren beyde nicht auf den Kopf gefallen, und haben beyde ihr lebelang nichts vor sich gebracht.

B. Wenn nun aber ein Garten oder Acker zum Verkaufe käme, und ihr bätet jemanden, euch so viel vorzuschiessen, daß ihr es euch kaufen könntet.

B. Guten Morgen! da müßte unser Schulze und unsere reichen Bauern auch dabey seyn. Vor denen kann kein Mensch aufkommen. Ehe die ein Aeckerchen an einen armen Menschen kommen liessen, da geben sie hundert, zweyhundert Gulden, und wenns auch nicht mehr als funfzig werth ist. Und das Land, wo ich keine Spanne breit Eigenthum habe, wo ich arbeiten muß wie ein Pferd, und muß sehen, daß andere verzehren, was ich erarbeitet habe — das sollte mein

mein Vaterland seyn? nimmermehr. Es ist allenthalben gut Brod zu essen, lieber Herr. Und wenn ich in Amerika auch nur einen Steinfelsen kriege, so ist doch der Steinfelsen meine, und ich kann dran arbeiten, und hacken und graben, und bessern, bis er etwas trägt. Und wenn er etwas trägt, so erndte ich doch alleine. He! Was meynt der Herr?

J. Ganz kann ich euch freylich nicht Unrecht geben.

B. Nicht halb. Es ist alles die pure klare Wahrheit. Der Mann hat Recht, sagte ein junger, wohlgewachsener Mensch, der ein blühendes Mädchen an seiner Hand führte. Es ist allenthalben gut Brod essen. Ists nicht wahr, liebes Rickchen?

Rickchen sah ihn an und lächelte.

Also, fragte ich, lieber Freund, geht er auch nach Amerika? und was bewegt ihn dazu?

Weiter gar nichts als die Liebe, antwortete er; ich habe nun einmal mein Herz an das Mädchen gehängt, und lasse nicht von ihr, und sie läßt nicht von mir, und gleichwohl war es nicht möglich sie zu bekommen.

J. Und

J. Und warum denn nicht?

Er. Blos deswegen, weil sie lutherisch ist, und ich reformirt bin.

J. Ich weiß nicht, ob er mich für ein Kind ansieht, daß ich solch Zeug glauben soll. Wie heißt denn die Stadt, wo die Leute noch so einfältig seyn sollen?

E. Palmenau. Wissen Sie denn das noch nicht, daß da kein Reformirter Meister werden, und ein eigen Haus haben darf?

J. Das wäre sonderbar. Wenn aber der Reformirte ein ehrlicher, braver, arbeitsamer, Mensch ist?

E. Das hilft alles nichts, und wenn er ein Engel vom Himmel wäre.

J. Aber wenn der Lutherische ein Schurke ist —

E. Da wird nicht viel darnach gefragt. Ich bin ein ehrlicher Kerl, Sie können sich erkundigen wo Sie wollen, es kann mir niemand etwas nachreden. Und doch, da ich wollte Meister werden, setzte sich das ganze Handwerk dagegen, und sagte, es wäre einmal ein altes Herkommen, daß die Reformirten nicht dürften Meister und Bürger wer-

werden, und von dem Herkommen dürften sie nicht abgehen. Ich ließ drey Suppliken an den Landesherrn machen, da kriegte ich aber allemal die Antwort: kann Supplikanten nicht gewillfahrt werden. Ein paar Wochen darauf kam ein anderer und wollte Meister werden: mein Name ist ein Schelm, wenn er nicht ein Pfuscher ist, der lüderliche nichtsnutzige, Arbeit macht, ein schlechter Kerl, bey meiner Treue, der spielt und säuft, und mit einem Worte, nichts als dumme Streiche macht; den machten sie ohne Bedenken zum Meister.

Aber — er war auch Lutherisch.

J. Und was sagte denn des Mädchens Vater dazu?

B. Ja der hat mir wohl hundertmal gesagt, ich wäre ein ehrlicher, arbeitsamer, eingezogner Mensch, er gönnte auf der Welt keinem seine Tochter lieber als mir, wenn ich nur nicht den ketzerischen Glauben hätte.

J. Und was schadet denn der ketzerische Glaube? Wenn auch dabey ein und der andere Irrthum wäre, kann man deswegen nicht ein guter Ehemann, Vater und Bürger seyn?

E. Ich sollte es auch meynen. Er sagte aber, der Lutherische Glaube wäre der allein seligmachende, und wieß mir eine Postille, da es drinne stund, und meynte, sein Gewissen erlaube ihm nicht, daß er sein Kind und seine Kindeskinder in so grose Seelengefahr stürze.

J. Wahrhaftig sehr sonderbar! Weiß er aber, was ich gethan hätte, wenn ich an seiner Stelle gewesen wäre?

E. Und was denn?

J. Ich hätte mit den Lutheranern communicirt, und dadurch gezeigt, daß ich mit zu ihrer Kirche gehöre.

E. Dazu habe ich mich ja tausendmal erboten. Lieber Gott, warum sollte ich denn nicht mit den Lutheranern das Abendmahl halten? wir glauben ja an einen Gott und an einen Erlöser. Damit war aber der Herr Pfarrer nicht zufrieden; er verlangte, daß ich ihm mit einem Handschlage versprechen sollte, daß ich der reformirten Lehre entsagte, und die reine Lutherische Lehre annähme. Da wäre ich ja ein schlechter Kerl gewesen, wenn ich das gethan hätte. Denn ich habe unserm Geistlichen die Hand drauf gegeben,

ben, daß ich auf die reformirte Lehre leben und sterben wollte. Und ehe ich so schlecht handeln wollte, lieber nahm ich mein Rickchen und gieng mit ihr davon. In Amerika fragt man, wie die Leute sagen, nicht darnach, ob einer Reformirt oder Lutherisch, sondern nur ob er ein rechtschaffner Mensch ist.

J. Freund, wenn er nicht ein so ehrliches Gesicht hätte, so glaubte ich, daß er mir Lügen erzähle. Denn das habe ich doch wirklich nicht geglaubt, daß solche Tollheiten in der protestantischen Kirche noch zu finden wären.

Und das nennen Sie Tollheiten? sagte ein kurzer, untersetzter Mann, mit einem verschabten Sammtrocke. Ordnung muß doch seyn, Unterschied in der Religion muß doch bleiben. Wenn man erst einmal anfängt gegen fremde Religionsverwandten zu facil zu seyn; so glaubt am Ende der gemeine Mann, es wäre einerley, man möchte glauben was man wollte. Und da haben wir alsdann den Indifferentismus. Lieber Herr! die Gleichgültigkeit in der Religion nimmt so immermehr überhand — man braucht sie nicht durch solche Unordnungen noch mehr zu befördern.

Ich

Ich bin Bürgermeister in der Stadt Grüneck gewesen, wo, wie Sie wissen werden, seit der Reformation alles Reformirt gewesen ist. Da habe ich niemals zugegeben, daß ein Lutheraner hat Bürger werden dürfen. Mehr als funfzig Leute, die sich in Grüneck setzen wollten, sind während meines Regiments abgewiesen worden. Es haben mir es viele verdacht, und mir vorgeworfen, ich thäte der Stadt damit Schaden. Und wahr ist es, die Stadt könnte noch einmal so stark bevölkert seyn, wenn wir den Lutheranern das Bürgerrecht zugestehen wollten. Ich halte aber über die Worte meines Heilandes: was hilfts dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme Schaden an seiner Seele. So dachten meine Eltern und meine Großeltern. Mein seliger Großvater, das war ein Mann, wenn der nicht gethan hätte, ich glaube halb Grüneck wäre itzo lutherisch. Er war auch Bürgermeister, und zu seinen Zeiten kamen hundert Salzburgische Familien an, die sich alle in Grüneck niederlassen wollten. Viele Bürger waren geneigt, sie aufzunehmen. Der Fürst selbst erbot sich, ihnen Häuser und eine Kirche bauen zu lassen. Da trat mein Großvater vor den Riß.

Ihro

Ihro Durchlaucht, sagte er, ehe ich zugebe, daß die Lutheraner eine Kirche bey uns bekommen, ehe will ich meinen Kopf zum Eckstein hergeben. Das schlug durch. Der Bürgerschaft giengen die Augen auf, sie protestirten alle gegen die Aufnahme der Lutheraner. Und, bey Gott! hätte der Fürst nicht sogleich abgestanden, es wäre zu einer Revolte gekommen. Mein Herr, das hieß noch Religion, da war noch Christenthum. Aber izo — das Gott erbarme! da wird ja beynahe nicht mehr darnach gefragt, von was für einem Glauben einer sey? Und Sie, mein Herr, scheinen eben so ein Zeisig zu seyn, der weder warm noch kalt ist. Aber merken Sie, was Jesus sagt: er will solche Leute ausspeyen, ja ausspeyen will er sie aus seinem Munde.

J. Nu, nu, nur nicht so hitzig! Lassen Sie unser Urtheil von dem sprechen, der aller Welt Richter ist. Ich habe immer geglaubt der Weltrichter würde mich einst nicht fragen, ob ich lutherisch oder reformirt gewesen sey? sondern, ob ich die Lehren der christlichen Religion aufrichtig befolgt habe?

B. Ey, was helfen alle die Spizfündigkeiten da. Es heißt: der Gerechte wird seines Glaubens leben.

J. Mein Herr! Wenn wir die Stellen aus dem Zusammenhange herausreissen wollen, so können wir alles aus der Bibel beweisen. Ich habe nicht Lust mit Ihnen zu disputiren. Mir scheint es, als wenn Paulus dem Sectirgeiste ein für allemal das Urtheil gesprochen habe, da er gegen die eiferte, die sich Paulisch, Apollisch und Kephisch nannten. Einer ist unser Meister, lieber Herr, auf einen sind wir getauft, einer ist das Oberhaupt der Gemeine, und alle übrige sind seine Diener —

Aber Sie werden böse, wie es scheint, lassen Sie uns abstrahiren! Sie wollen also auch mit nach Amerika?

B. Leider!

J. Und wollen Grüneck verlassen? Wenn nun unter der Zeit sich Lutheraner einnisteten. —

B. Ach dies wird wohl geschehen. Wenn ich nur erst weg bin, da wird wohl alles bunt übergehen.

Mein Successor — er hat ja, so wahr ich lebe, auf einer Lutherischen Universität studirt. Das

wird wohl geschehen. Fragen Sie einmal in zehn Jahren in Grüneck nach! Wer kann es aber ändern; ich wasche meine Hände in Unschuld.

J. Wie kommt es denn aber, da Sie das voraus sehen, daß Sie Ihr Amt verlassen haben?

B. Mußte ich denn nicht? mußte ich denn nicht?

J. Wer zwang Sie denn dazu?

B. Ich bin ja abgesezt; abgesezt bin ich, mein Herr!

J. Ganz ohne Ursache?

B. Um eines Bagatells, um einer Lumperey willen.

J. Darf ich es nicht wissen!

B. Hum! Hum! Es war eine Kleinigkeit.

J. Und die Kleinigkeit hieß —

B. Es war weiter gar nichts, als daß ich von den Pupillen-Geldern, die in meiner Verwahrung waren, 3000. Rthlr. zu meiner Nothdurft verwendet hatte. Ist das auch erlaubt, einen ehrlichen Diener des Staats deswegen abzusetzen? Einen Mann, der dem Publicum so lange gedient hat? der immer in Religionssachen vor den Riß getreten ist? Ist das der Dank? Ich denke, ich denke Grüneck, Gott wirds einmal finden —

Zum Teufel! mache doch der Herr, daß er beykommt; sollen denn die Passagiers sich nach ihm richten? Allons! Bey! Aufgesezt! Wir müssen zu Mittage in Troppenheim seyn — so rief der Postillion, stieß ins Horn, und nöthigte mich so, mich von der Gesellschaft zu trennen, von der ich noch viel merkwürdiges hätte hören können —

Als ich auf den Postwagen steigen wollte, hatte sich ein andrer auf meinen Platz gesezt, seinen Mantel um das Frauenzimmer, das ich für eine Lukretia hielt, geschlagen, und ich sahe, daß sie sich sehr frech aufführte. Ich hatte also keine grose Neigung, meinen Platz zu reclamiren, sondern sezte mich ganz gelassen auf den vordern Siz, und kam, ohne daß etwas merkwürdiges vorgefallen und gesprochen worden wäre, in Troppenheim an, und — werde auch nun sogleich wieder abreisen müssen, denn ich höre, daß der Postillion bläßt.

Leben Sie wohl und lieben ferner

Ihren

Carl.

Zweyter Brief.

Carl an den Obersten von Brav.

Zenterfeld, den 17ten October.

Wundern Sie sich nicht, liebster Herr Vetter, daß ich Ihnen aus einem Orte schreibe, den Sie vielleicht in Ihrem Leben nicht haben nennen hören. Ich bin durch eine sehr traurige Veranlassung hierher gebracht worden.

Ehe ich Ihnen dieselbe sage, muß ich Ihnen doch kürzlich noch melden, womit ich mich auf dem Postwagen unterhalten habe.

Ich traf bey dem Aufsteigen einen einzigen Reisenden an, der sich so in seinen Mantel verhüllt hatte, daß ich wenig Lust zum Sprechen bey ihm vermuthen konnte. Ich hatte auch keinen besondern Trieb dazu, weil mein Kopf noch ganz von dem Briefe voll war, den ich Ihnen geschrieben hatte, wickelte mich also auch in den Mantel, überließ mich meinen Gedanken und — entschlief.

Erst da wir die Pferde gewechselt hatten, und der Morgen anbrach, wurden wir mit einander bekannt. Es erhob sich ein rauher Wind, der

auch durch den dicksten Mantel blies, und entstund ein starkes Schneegestöber. Dies öffnete meinem Gesellschafter den Mund. Er schauderte sich, und sagte: tausend Blitz, is sik sehr kalt.

J. Ja ich empfinde es auch. Auf Reisen muß man sich so etwas gefallen lassen. Werden Sie weit gehen?

R. Ik nicht werd gehen, ik fahren werd.

J. Zu welcher Stadt?

R. Zu welcher ik komm. Is gleikviel mir.

J. Wie ist denn Ihr Name?

R. Mein Name is Alkiburaziniko.

J. Das ist ja ein sonderbarer Name. Sie sind also wohl kein Teutscher?

R. Soll mik hol Teufel, wenn ik bin Teutscher. Ik geboren bin auf O-Taheiti.

J. Auf O-Taheiti? Wie ist es denn möglich, daß Sie so einen weiten Weg haben machen können?

R. Hat mik mitnommen Admiral Cook, als er hat makt die Reise um die Welt.

J. Und was bewog Sie denn Ihr Vaterland und Freunde zu verlassen, und in ein so entferntes Land zu ziehen?

P. Ik

R. Ik lernen wollt die Cultur. Sind meine Landsleut alle ohn die Cultur.

J. Haben Sie schon etwas gelernt davon?

R. Soll mik hol tausend Teufel, wenn ik nit hab gelernt viel Cultur. Ik schon laß frisir die Haar, ik trag ein Beutel für die Haar, ik hab ein Sackuhr, die Strümpf von Seide, und die Schnallen mit Stein.

J. Ist dies Ihre ganze Cultur?

R. Hol mik Teufel! nicht. Ik kann nehmen Toback für die Nas, ik kann maken Tanz, ik kann sprechen die französisch, englisch und deutsche Zung. Ik hab lern careßir den Frauenzimmer auf vielerley weis.

J. Und weiter?

R. Ik kann eß Pastet und Torten, und kann sauf Punsch und Thee und Kaffee und Liqueurs, alles kann ik eß und sauf.

J. Aber haben Sie nicht auch eine gewisse Cultur in Ansehung Ihres Betragens gegen andere Menschen angenommen?

R. Auk. Ik hab lernt machen die Kompliment, von die Tanzmeister. Ik hab sonst gesehen

hen bös, wenn ik war bös. Aber nun kann ik auk sehn gut, wenn ik bin bös. Sonst sagt ik, das is nicht gut, wenn mir etwas nicht gefiel, aber izo sag ik immer, das is gut, wenn ik auk glaub, daß es nicht is gut.

J. Hat Ihr Verstand nicht auch eine gewisse Cultur angenommen?

R. Hol mik Teufel! Auk. Ik abgelegt hab all Aberglauben.

J. Was für Aberglauben hatten Sie denn sonst?

R. Sehr viel. Ik hab glaubt, daß ein allmächtig Mann hab gemakt die Welt.

J. Und was glauben Sie izo?

R. Glaubs nicht mehr. Glaub, das hat alles gemakt die Natur.

J. Und was ist denn die Natur?

R. Weiß selbst nicht, was sich ist für Ding die Natur. Hab auch sonst glaubt, daß der allmächtig Mann, straf die Leut, wenn sie waren bös, und führ sie auf einen schönen Insel, wenn sie war gut. Izo nichts mehr glaub. Wenn sich sterb Mensch, wenn sich sterb Hund, is einerley.

J. Ha-

J. Haben Sie nicht auch gelernt, wie man seinen Körper stärken und gesund erhalten, und sich ein fröhlich Herz erwerben kann?

R. O wenn man hat den Frauenzimmer und die Punsch, da man hat auk ein frölik Herz. Und die Leib ist gesund und stark.

J. Wer hat Ihnen denn diese Cultur beygebracht?

R. Alles die Englische Lords. Sind gut Leut. Lassen mik reis.

J. Was heißt das auf O-Taheitisch: sie lassen mich reisen?

R. Hir mizu lakawis.

J. Was heißt denn: es ist kalt?

R. Hal kamingo.

J. Was heißt denn: es wird Tag?

R. Hal braſchüzingo.

J. Was heißt denn: ich habe Zahnschmerz?

R. Was ist das für Ding, Zahnschmerz?

J. Das ist ein heftiger Schmerz, der entsteht, wenn die Zähne anfangen zu faulen, der den ganzen Kopf einnimmt.

R. Weiß man nichts von Zahnschmerz in O-Taheiti.

J. Aber was heißt denn: der Krebs?

R. Krutzo. In O-Taheiti is man viel Krebs.

J. Ich meyne nicht den Krebs, den man ißt, sondern eine schwere Krankheit, in welcher der Mensch nach und nach verfault.

R. Kennt man nicht die Krebs in O-Taheiti.

J. Also kennen Sie auch wohl nicht die Wassersucht, die macht, daß den Leuten Bauch, Arme, Schenkel, schwellen, und zwischen Haut und Fleisch sich ein stinnkedes Wasser sammelt?

R. Weiß nichts von Wassersucht.

J. Und also auch wohl nichts von der Schwindsucht, die da macht, daß die Lunge verfault, und stückweise aufgehustet und ausgespuckt werden muß?

R. Hol mik Teufel! in O-Taheiti man nicht weiß von Schwindsucht.

J. Auch nichts vom Stein, der in der Blase wächst, der schreckliche Schmerzen und Blutharnen verursacht?

R. Weiß nicht von die Stein.

J. Auch nichts von venerischen Krankheiten?

R. Ja, davon ik weiß. Nennt man sie bey uns frankosi, hab sie mit zu uns bracht die Franzosen. Hab sie auk einmal gehabt.

J. Auf diese Art haben Sie einen hohen Grad von Cultur erlangt.

R. Ist die Frankosi auch Cultur?

J. Wenigstens eine Folge davon. Und alle die Krankheiten, die ich vorhin nannte, sind Folgen der Cultur.

R. Hol sik Teufel eure Cultur!

J. Ja, Freund! die Cultur, die Sie bekommen haben, verdient allerdings verflucht zu werden. Der roheste Mensch ist glücklicher, als ein solcher, der die Cultur hat, die Sie izo beschrieben haben. Er genießt seine wenigen Freuden ungestört, und kennt eine Menge Leiden nicht, die diese Cultur mit sich führt.

R. Möchte wohl wieder reisen nach O-Taheiti.

J. Wenn Sie keine andere Cultur bekommen, als diese: so wollte ich es Ihnen selbst rathen.

Fortsetzung.

Während dieses G e s p r ä c h s bemerkte ich, daß weit und breit alle Wege mit Men-

Menschen bedeckt wurden, die alle nach Zenterfeld zu zogen. Was giebt es da? fragte ich den Postillion.

P. Es ist heute eine Execution in Zenterfeld.

J. Gott erbarme dich! Worinne besteht denn diese Execution?

P. Es wird ein armer Sünder gerädert.

J. Gerädert? Wie rädert man denn hier zu Lande?

P. Haben Sie das noch nicht gesehn? Da muß sich der arme Sünder auf die Erde auf den Rücken legen, Arme und Beine ausstrecken, die werden angebunden, und werden Latten unter die Arme, Beine und Brust gelegt; darnach nimmt der Henkersknecht ein Rad und zerschmeißt dem armen Sünder erst die Arme und Beine, daß das Mark herausfließt, hernach zerschmettert er ihm die Brust. Das heißt der Gnadenstoß.

Herr Alkiburaziniko zitterte, während dieser Erzählung, am ganzen Leibe, so wie ich auch, druckte sich an mich, faßte meine Hand, und fragte: Is sich das auch die Cultur?

Nein, antwortete ich, das ist Barbarey.

Da

Da is sich, fuhr er fort, die Barbarey nicht in O-Taheiti.

Aber, fuhr ich zu dem Postillion fort, was hat denn der arme Mensch begangen, daß man so unmenschlich mit ihm verfahren will?

P. Strasenraub.

J. Strasenraub? nun das ist freylich schrecklich. Da wird er vermuthlich viele Menschen umgebracht haben?

P. Was wollte doch der arme Teufel umgebracht haben! Er hat weiter nichts gethan als gestohlen.

J. Aber der Diebstahl wird von groser Wichtigkeit seyn?

P. Je wenn auch der ganze Bettel zwey Gulden importirt. Ein Schock Käse hat er seinem Nachbar abgenommen, da er des Nachts in die Stadt gehen wollte.

J. Schwärmst du, Mensch, oder was fehlt dir? Um ein Schock Käse willen laßt ihr die Leute rädern?

P. Ich will nicht gesund da auf dem Pferde sitzen, wenn es nicht wahr ist. Es murren auch alle Leute darüber. Und wenn ich meine einfältige Meynung davon sagen soll, so sollte man

den Gerichtshalter rädern lassen. Denn der läßt den armen Bauern die Kühe und Pferde aus dem Stalle führen, und das Bette unter dem Leibe wegnehmen. Wenn der arme Schelm, um ein Schock Käse willen, soll gerädert werden, so müßte der Gerichtshalter wenigstens geviertheilt werden. Es geht aber immer, wie mein Großvater, tröste ihn Gott, sagte: die kleinen Diebe hängt und rädert man, die grosen Diebe fahren in der Kutsche.

Izo kamen wir in Zenterfelde an, wo ein solcher Zusammenfluß von Menschen war, daß wir kaum durchfahren konnten.

Es ist doch sonderbar, daß die Neugier, etwas Schreckliches zu sehen, bey dem Menschen beynahe eben so gros ist, als die Neugier nach angenehmen Auftritten. Ich konnte mich nicht überwinden, mit der Post weiter zu gehen, sondern ließ meinen Cofre abpakken und blieb in Zenterfeld, um einen Auftritt mit anzusehen, vor dem meine Natur zurückbebte. Herr Alkiburaziniko reiste aber weiter.

Voll banger Erwartung gieng ich aus dem Wirthshause, wo ich meinen Cofre abgesezt hatte. Beynahe wäre ich umgestosen worden,

da

da ich aus der Thür schreiten wollte. Ein junges, rasches, Bauermädchen sprang so unvorsichtig zur Thür herein, und stieß so stark an mich, daß ich zurück an die Wand fiel. Hinter ihr drein kam ein junger Mensch, mit einer weißen Feder auf dem Hute, gesprungen, der das Mädchen auf die unverschämteste Art, vor meinen Augen, umarmte, und die Hand in ihren Busen steckte.

Schämen Sie sich, sagte ich heftig. Wie können Sie so leichtsinnig, so unverschämt seyn? Wissen Sie nicht, daß heute einer Ihrer Mitmenschen, um ein Schock Käse willen, soll gerädert werden?

Meinetwegen, sagte der Freche, mag er geviertheilt werden. Und trieb seine Unverschämtheit immer weiter.

Ich eilte von ihm, und gieng unter das Volk. Hier sah ich eine Menge Krämertische, mit Gebacknem, Wein, Brandwein, Honigkuchen, Braten und allerley andern Eßwaaren aufgestellt, und bey jedem einen Mann oder Weib stehen, die ihre Waare feilboten.

An dem einen Tische bewirthete ein junger lebhafter Mann einige, eben so lebhafte, Frauenzimmer, und brachte, da ich eben vorbeygieng, die Gesundheit aus: es lebe die Maskerade! welche

mit

mit einem lauten Gelächter von dem Frauenzimmer aufgenommen wurde.

Da ich mich erkundigte, wer er wäre? erfuhr ich, es sey der Stadtrichter aus dem nächsten Städtchen.

Ich gieng weiter, und stieß auf eine Menge betrunkne Bauern, die jauchzten und taumelten, und mich wieder würden umgestosen haben, wenn ich ihnen nicht ausgewichen wäre.

So wenig Theilnehmung beweisen die Menschen bey dem Elende und den Martern ihrer Brüder. Vielleicht ist eben deswegen so vieles Elend auf der Erde, weil jeder Erdbürger durch den Kützel seiner Sinne sich so betäuben läßt, daß er den Bruder, der neben ihm verhungert oder gerädert wird, nicht bemerkt.

Wehmüthig sah ich mich um nach einem Menschen, dem ich meine Empfindung mittheilen könnte. Da erblickte ich einen kurzen, untersetzten, Mann, der ernsthaft in tiefen Gedanken auf und ab gieng, und wie ich hernach erfuhr, Rector in einer benachbarten Stadt war. An diesen wendete ich mich. Sie wollen, sagte ich, die Execution vermuthlich auch mit ansehen?

Ach Gott ja! war seine Antwort. Mein Herz blutet mir zwar im Leibe, wenn ich an die scheusliche Scene denke, aber — sehen muß ich sie doch. Kann ich gleich den Elenden nicht retten, so wird doch das Herz durch den Anblick erschüttert, und das Gefühl für des Mitbürgers Leiden wieder rege gemacht.

Guter Mann! antwortete ich. Gott segne Sie für Ihre Theilnehmung! Wo ist itzo der Elende, der zum Schlachtopfer bestimmt ist?

Im Kerker, antwortete er. Wollen Sie ihn sehen, so kommen Sie mit mir; mein Bruder bereitet ihn zum Tode: dieß wird mir die Erlaubniß zum Eintritte auswirken.

Ich folgte ihm, und wurde mit ihm in das Gefängniß eingelassen. Hier saß der Delinquent an einem Tische, der mit Braten, Gebacknen und Fisch und Wein besetzt war, das ihm mitleidige Menschen zugeschickt hatten. Neben ihm saß der Geistliche.

Da sehen Sie, flüsterte mir der Rector ins Ohr, das Bild von der Menschenliebe unsers Jahrhunderts. Geben thut sie wohl, wenns aber auf Handeln ankommt, wenn sie etwas

Mühe und Beschwerde übernehmen soll, um einen Unglücklichen zu retten, so zieht sie sich zurück. Sie traut sich nicht, um einen armen Menschen vom Rade zu befreyen, von ihrem Lehnstuhle aufzustehen, sondern schickt ihm lieber eine Torte und eine Bouteille Wein, um ihm damit den Anblick des schrecklichsten Todes erträglich zu machen. Hätte ich noch sechs Menschen finden können, die so, wie ich und mein Bruder, gedacht hätten — so wahr Gott lebt, der Mensch hätte müssen gerettet werden.

Ich drückte ihm die Hand, und Thränen traten mir in die Augen.

Meine ganze Aufmerksamkeit war itzo auf den Delinquenten und auf den Geistlichen gerichtet. Jener aß eine Kalbes Niere und gebackne Pflaumen, und trank Wein dazu, und hatte schon so viel getrunken, daß er bereits stammelte. Dieser war in augenscheinlicher Verlegenheit und Unentschlossenheit.

Armer Mann! sagte er zu dem Delinquenten, es ist die Zeit kurz, da wir noch beysammen sind. Seht, es ist schon eine Viertelstunde wieder vorbey, und etwa eine Stunde habt ihr noch zu leben;

ben; bedenkts doch, eine einzige Stunde, dann steht ihr vor Gottes Richterstuhle.

D. Das ist mir eben recht. Da gilt noch Recht. Da will ich schreyen: Zeter, über den Gerichtshalter! Zeter, über die Universitäten! Zeter, über den Fürsten! über alles will ich Zeter schreyen.

G. So faßt euch doch! werft euch doch in die Arme eures gekreuzigten Heilandes, haltet euch doch fest an ihn: der will ja keinen hinausstosen, der zu ihm kommt.

D. Das will ich auch thun. Denn unser Heiland ward so gut unschuldig gekreuzigt, als ich unschuldig gerädert werde.

G. Um Gottes willen! häuft doch nicht Sünde auf Sünd! Unser Heiland konnte sagen: wer kann mich einer Sünde zeihen! Könnt ihr das auch?

D. Nein, das kann ich nicht, und das ist auch meine Meynung gar nicht. Ich bin ein armer Sünder, und bin auch ein Dieb; verstehn Sie mich wohl, Ihro Ehrwürden und bin auch Strafe werth, das weiß ich alles wohl, aber das Rad habe ich nicht verdient. Und wenn sie

mich für einen jeden Käse, den ich gestohlen habe, einen Monat ins Zuchthaus gesetzt hätten. Da wäre es hart, hart hart wäre es, das ist nun einmal wahr, aber ich hätte es wollen leiden, ich hätte keinen Muks wollen thun. Denn ich bin nicht auf den Kopf gefallen, ich weiß alle wohl, daß Strafe seyn muß, wenn die Welt bestehn soll. Aber das Rad habe ich nicht verdient, dabey bleibe ich, darauf will ich leben und sterben, und will mich darauf rädern lassen. (Hier trunk er ein groses Glas Wein aus.) Denn nehmen Sie nur selbst hin, Ihro Ehrwürden, wenn ein armer Teufel soll geradebrecht werden, der ein Schock Käse gestohlen hat, was will man denn mit dem thun, der seinem Vater die Kehle abschneidet?

G. Da bleibt ihr nun immer bey eurem Schock Käse stehen. Davon ist aber gar nicht mehr die Rede. Die Rede ist ja vom Strasenraube. Den habt ihr unleugbar begangen. Und auf den Strasenraub ist das Rad gesetzt. Wie ihr wißt.

D. Leider Gottes! weiß ich es nun. Aber warum hat man mir es denn nicht eher gesagt? Warum lassen Sie denn so etwas nicht in den Katechissen drucken? Warum verlesen Sie es denn nicht vom Predigtstuhle? Hätte ich gewußt, daß das Rad auf dem Strasenraube stünde, der Henker hätte mich reuten müssen, daß ich die lumpichen Käse genommen hätte. Hätte ich nur gewußt, daß der Staupbesen drauf stünde, ich hätte es mir nicht in die Gedanken kommen lassen. Ich bin ein dummer Bauer, das ist wahr, und habe kein Latein gelernt, das leugne ich nicht, aber so viel Verstand habe ich doch in meinem kleinen Finger, daß ich meinen kleinen Jungen nicht eher strafe, bis ich ihm die Strafe vorher angedroht habe. Wenn ich einen Topf voll Milch in die Stube setzte, da sagte ich allemal: Junge, da steht Milch, nimm mir nichts davon; wer mir Milch nimmt, der kriegt ein paar Tachteln hinter die Ohren. Wenn er nun nicht hören wollte, und wollte nicht hören, da hatte ich Grund und Ursache Tachteln auszutheilen. Warum machen es denn die Gelehrten nicht auch so? sie wollen ja so klug seyn? Da haben sie aber lateinische Bücher, die unser eins sein lebelang nicht gelesen hat und nicht lesen kann, und keinen Verstand, und keine Motion, gar nichts

draus nehmen kann, und wenn nun unser eins einen dummen Streich macht, da soll man auch die Strafe ausstehn, die in den Büchern drauf steht.

G. Aber das müßt ihr doch eingestehen, daß ihr unrecht gethan habt?

D. Das weiß ich ja. Lieber Gott! davon ist ja die Rede gar nicht. Aber das Rad habe ich nicht verdient.

G. Und es ist euch auch wohl leid!

D. Das Gott erbarme! es wird mir ja leid seyn. Und wenn ich dem Kerle, dem ich die Käse abnahm, so schwer Gold geben sollte, als die Käse gewogen, ich wollte es ja thun, ich wollte ja arbeiten, daß das Blut unter den Nägeln vorsprützen sollte, um das Geld zu verdienen.

G. Und ihr habt doch wohl keinen Haß gegen eure Obrigkeit?

Der Delinquent that eben den Mund auf, um zu antworten, als der Gerichtsdiener mit dem Henker hereintrat. Nun Klaus, sagte der erstere, nun will ich euer Geschmeide abnehmen. Habt Courage! es ist um eine böse Viertelstunde zu thun, so ist alles überstanden. Ihr seyd der erste nicht,

der

der den Gang geht, und werdet auch wohl der letzte nicht seyn. Drauf nahm er ihm die Ketten ab, und der Henker band ihm die Hände auf den Rücken.

Der Geistliche war durch diesen Auftritt so aus seiner Fassung gebracht daß er nichts sagen konnte, und der Delinquent war ganz sprachlos.

So bald der Henker den Delinquenten auf die Strase brachte, stimmte der Schulmeister mit den Schulknaben den Vers an:

Wenn ich vor Gericht soll treten,
Da man nicht entfliehen kann,
Ach, so wollest du mich retten,
Und dich meiner nehmen an, u. s. w.

Das ganze versammelte Volk stimmte bey, und begleitete ihn unter diesem Gesange bis zu dem Platze, da das Gericht sollte gehalten werden.

Hier war eine lange schwarze Tafel, und um dieselbe schwarze Stühle gesetzt. Auf den beyden obersten sasen der Gerichtsherr und der Gerichtshalter, und auf den übrigen die Vorsteher der Gemeine. Als der Henker den Delinquenten vor die Tafel gestellt hatte, klagte er ihn an, auf Strasenraub. Der Gerichtshalter fragte den Delinquenten, ob er der Anklage geständig sey?

Und als dieser mit einem Kopfnicken es bejahet hatte, so verlas man das Todesurtheil, und brach über ihn den Stab. Und in eben dem Augenblicke stunden auch alle Gerichtspersonen auf, stiesen Tafel und Stühle um, und schrien: Zeter! Zeter! Zeter!

Das war ein schrecklicher Anblick, einen Menschen, mit solchen Feyerlichkeiten, aus der Gesellschaft der Lebenden hinausstosen zu sehen. Wäre er der Mörder eines Unschuldigen gewesen, so würde ich diese ganze Feyerlichkeit mit Ehrfurcht betrachtet haben. Aber um ein Schock Käse willen, solche Zurüstungen machen zu sehen, von Leuten, die vielleicht zum Theil grösere Sünder waren, als der Ausgestoßne, das erfüllte mich mit dem innigsten Abscheu. Ich schlang meinen Arm um den Rector und sagte: wollen wir nicht auch Zeter schreyen? der Elende ist ein Dieb, seine Richter sind Mörder; wer von beyden ist denn der größte Sünder?

Ein neuer Auftritt aber verhinderte den Rector, mir zu antworten. Die Frau des Delinquenten arbeitete sich durch die Menge durch, stürzte mit fliegenden Haaren auf ihren Mann los, schüttelte

telte ihn, wie wüthend, und schrie: zu tausend guter Nacht, lieber Mann! zu tausend guter Nacht!

Zu tausend guter Nacht, lieber Vater! lieber Vater! gute Nacht! gute Nacht! so schrien die Söhne des Unglücklichen, die mit ihren Händen an der Mutter Kleidern hiengen.

Der Gerichtsdiener riß sie weg, und trieb sie wieder unter die Menge zurück. Da gerieth das Weib in die wildeste Verzweiflung, streckte die Arme weit von sich, und schrie: Allmächtiger Gott, erbarme dich! Herr Jesus Christus, erbarme dich!

Und die Kinder schrien: ach! mein armer Vater! mein armer Vater! ach Gott, erbarme dich!

Der Zug gieng fort, und sang: Herzlich lieb hab ich dich o Herr, und die unglückliche Familie schrie immer drein: Gott erbarme dich!

Der Zug war nun bey dem Todeshügel angekommen, der Delinquent wurde entkleidet, als ein Courier mit verhängtem Zügel über den Acker sprengte. So bald er so nahe war, daß man ihn hören konnte, schrie er, so stark er schreyen konnte: Pardon! Pardon!

Auf einmal wurde die Luft mit lautem Freudengeschrey erfüllt. Pardon! Pardon! schrie alles, was schreyen konnte, und der Courier überbrachte dem Gerichtshalter ein Begnadigungsschreiben, vom Fürsten.

Ihr habt Pardon, sagte dieser zum Delinquenten. Aber dieser war schon wie todt, und gab kein Zeichen von Freude mehr von sich. Ihr habt Pardon, hört ihr es denn nicht, sagte der Henker. Er sah ihn starr an, und antwortete nichts.

Der Gerichtshalter gab seinem Bedienten Befehl, einen Chirurgus aufzusuchen, der dem Geretteten eine Ader schlüge.

Während der Zeit, da dieser gesucht wurde, winkte der Geistliche, daß die Versammlung stille seyn sollte. Der Wink that seine Wirkung; es erfolgte eine allgemeine Stille. Da kniete der edle Mann nieder breitete seine Hände gen Himmel, und rief, so laut er konnte:

Barmherziger Gott! ich danke dir, daß du Gebeth erhöret hast, daß du gehöret hast das Seufzen des Gefangnen, und losgemacht das Kind des Todes. Das werde geschrieben auf

die Nachkommen, und das Volk, das geschaffen werden soll, das wird dich, du starker Erretter, loben! Gott! Vergelter! belohne unsern guten Fürsten Carl, daß er barmherzig gewesen ist, wie du barmherzig bist, du allbarmherziger Gott, der du nicht Lust hast am Tode des Sünders, sondern willst daß er sich bekehre und lebe. Allbarmherziger! laß diese Stätte nie wieder mit Menschenblut befleckt werden, daß es nicht zu dir um Rache rufe, und du dein Angesicht nicht von uns wegwenden darfst, weil unsere Hände voll Blut sind. Amen! Amen!

Dieß Geberh erschütterte das ganze Volk so sehr, daß ich wenige trockne Augen sahe. So bald es geendigt war, rief einer: es lebe unser guter Fürst Carl! und alles stimmte bey, was rufen konnte: Es lebe unser Fürst Carl. So ein lärmendes Geschrey, das aus dem Innersten des Herzens kam, habe ich mein lebelang nicht gehört.

Itzo kam das Weib des Delinquenten, mit ihren Kindern, arbeitete sich durch, mit einer Freude, die beynahe Wuth war. Platz gemacht, rief sie, ich muß bey meinen Mann! meinen

Mann muß ich sehen; und die Kinder schrien: Ach, der gute, gute Vater Gott Lob und Dank! daß wir ihn wieder haben! Ach du lieber Herr Jesus! hast uns unsern Vater gelassen.

Sie kletterten den Todeshügel hinauf, umarmten den Elenden, aber dieser erwiederte die Umarmung nicht. Er sank ohnmächtig darnieder.

Der Geistliche wurde unwillig, und schrie: ist kein Barbierer da? Da brachten zwey Bauern einen herbeygezogen. Der Geistliche fuhr heftig auf ihn los, und fragte: ob er Aderlaßzeug bey sich habe?

Das habe ich wohl bey mir, antwortete er ganz kalt.

G. So komm er geschwind, geschwind! und lasse er dem armen Menschen Ader, ehe er stirbt. Seh er! er ist schon ganz gelb. Geschwind, mein Gott! was zaudert er denn?

B. Daß ich doch kein Narr wäre und liesse dem Kerl Ader. Das laß ich wohl bleiben.

G. Wie? Mensch? du willst nicht Ader lassen? Du willst deinen Bruder dahin sterben lassen, den du retten könntest?

B. Ey, gehorsamer Diener! Einen Kerl der unter Schinders Händen gewesen ist, den rühre ich nicht an, und wenn ich tausend Thaler zu gewinnen wüßte. Ehre geht über alles.

G. (Stieß ihn mit geballter Faust vor die Brust.) Mensch! kann es denn eine grösere Ehre geben, als die, einem Menschen das Leben retten?

B. Ein Wort so gut als zehen, ich lasse nicht Ader.

G. Hast du nicht gelesen: wir sollen das Leben für die Brüder lassen? und du willst nicht einmal ein Bischen Ehre für deinen Bruder lassen?

B. Das hilft nun nichts. Kurz und gut, ich lasse nicht Ader.

Da wollen wir ihm Ader lassen, Bruder! sagte der Rector, zog ihm einen Schuh und Strumpf aus, und frisch ein Federmesser heraus, und in eine Ader gestochen. Es kam aber nur wenig Blut.

Mir fiel ein, daß ich bey dem Aderlassen gesehen hatte, daß die Barbierer den Fuß bisweilen unterbanden. Ich lößte also mein Strumpfband

band ab, band es dem Ohnmächtigen um die Wade, und das Blut floß etwas stärker. Unterdessen sprang ein junges Mädchen bey, brachte ein Fläschchen Spiritus, mit zitternder Hand, und bath uns, ihn damit zu bestreichen. Und so stellten wir ihn denn wieder her, und verbanden seine Ader.

Wie er aber nun wieder nach Hause kommen sollte? das war die Frage. Denn gehen konnte er unmöglich, weil er kaum im Stande war, zu stehen.

Ich gieng zu dem Gerichtshalter, der mit einem schönen viersitzigen Wagen nach der Execution gefahren war, und bath ihn: liebster Mann! wollten Sie nicht den Unglücklichen wenigstens auf Ihren Kutschbock setzen lassen?

G. Sind Sie närrisch, oder was fehlt Ihnen?

J. Aber, mein Gott! warum nehmen Sie denn das so übel auf? Es ist ja ein Mensch, für den ich bitte. Wenn Sie einen Pudel hätten, der so müde wäre, daß er nicht weiter könnte, wollten Sie ihn nicht in Ihren Wagen nehmen?

G. Das

G. Das versteht sich. Der Kerl ist ja aber weniger werth, als ein Budel!

J. Gott verzeih es Ihnen. Er ist ein Sünder. Für seine Sünden hat er gebüßt, nun ist er mit der menschlichen Gesellschaft wieder ausgesöhnt. Wenn er sich bessert, so wird ihn Gott in seinen Himmel nehmen, und Sie wollen ihn nicht einmal in Ihren Wagen nehmen?

Da wandte er sich von mir, und schwur, ich wäre nicht wohl gescheut.

Solche Demonstrationen, sagte ein langer, ansehnlicher, Herr, der neben mir stund, machen Sie des Gerichtshalters Budel! Der wird sie zehnmal eher begreiffen als sein Herr. Niklas! allons! hey! hebt den armen Menschen in meinen Wagen, ihr Bauern helft, und wer ein christliches Herz hat, der setze sich zu ihm. Er ist ein Mensch! ein Mensch ist er! schrie er so heftig, daß er braun wurde, und von einem Menschen darf niemand die Hand abziehen, wer sich zu den Menschen rechnet. Er ist ein Sünder, das ist wahr! wenn aber alle sollten gerädert werden, die aus dieser Volksmenge eben so grose Sünder

wären,

wären, so möchte wohl der Henker den ganzen Tag mit Rädern nicht fertig werden.

Nun drängte sich jedermann zu, den armen Menschen in den Wagen zu bringen, und jeder wollte bey ihm sitzen, damit er für einen Menschen gehalten würde. Der Wagen fuhr fort. und der ganze Hause folgte unter lautem Geplappere nach.

Fortsetzung.

Ich gieng mit dem Rector, dem die Freude aus den Augen funkelte, und erfuhr von ihm, daß der edle Mann, der sich des Elenden so großmüthig angenommen hätte, ein Baron von Gutheim sey, ein Vater des lieben Mädchens, das den Spiritus brachte.

Wir redeten noch verschiednes über Verbrechen, Strafen, Menschheit, Großmuth u. dergl. da ich aber am wärmsten sprach, brach der Rector ab, und sagte, nun muß ich mich von Ihnen trennen, hierein geht der Weg nach meinem Städtchen.

Ich drückte ihm die Hände, sah ihn an — er stund in Gedanken, und sagte endlich: sehn

Sie

Sie doch nach ihrer Uhr! Wenn es noch nicht zwölfe geschlagen hat, so kann ich noch ein Viertelstündchen mit Ihnen gehen.

Ich versicherte, ich habe meine Uhr nicht bey mir, denn ich hätte schon darnach sehen wollen, da die Familienscene sich eräugnet hätte, hätte sie aber schon dazumal vermißt. Vermuthlich hätte ich sie im Gasthofe gelassen.

Er behauptete aber, ich hätte sie noch im Kerker gehabt, und hätte darnach gesehen.

Wenn ich sie im Kerker gehabt habe, war meine Antwort, so ist sie mir gestohlen. Ich durchsuchte alle meine Taschen, aber da war keine Uhr zu finden.

Der Rector schlug in die Hände! Da sieht man, sagte er, die Wirkung der Todesstrafen! Nichts, nichts, wirken sie! unterdessen, daß der Dieb gehangen und gerädert wird, wird gestohlen. Und doch ist man noch so verblendet, daß man die Todesstrafen beybehält. Kommen Sie geschwind, lassen Sie uns die Sache dem Gerichtshalter anzeigen.

Wir giengen zu ihm. Herr Gerichtshalter, sagte ich, so bald ich in sein Zimmer trat, da hat

jemand meine Uhr gestohlen, wollen Sie nicht die Gütigkeit haben, und dafür sorgen, daß ich sie wieder bekomme?

G. Wissen Sie, wer sie gestohlen hat?

J. Das nicht.

G. Was wollen Sie denn da bey mir haben? Bringen Sie mir den Menschen, der der Thäter ist, so soll über ihn gehen, was Rechtens ist.

J. Und was ist Rechtens?

G. Nu — nu — nu — das wird sich zeigen, nach Beschaffenheit der Umstände.

Der Rector fiel ihm in das Wort, und sagte: da würde es wohl wieder etwas zu Rädern geben, wenn der Thäter herausgebracht würde? oder wohl gar etwas zu Viertheilen?

G. Was — was — was wollen Sie damit sagen?

R. Wenn Sie einen Menschen haben wollen rädern lassen, der ein Schock Käse stahl so müssen Sie doch wenigstens den viertheilen lassen, der eine Uhr geraubt hat!

G. Es kömmt alles auf die Umstände an.

R. Was meynen Sie für Umstände? Sie meynen gewiß die Grade der Moralität?

G. Was

G. Was ist das, Moralität?

R. Ey, ey! ein Mann, der über Leben und Tod urtheilt, weiß nicht was Moralität ist!

G. Nicht zu naseweise, Herr Rector!

R. Das will ich gar nicht seyn. Aber ein Mann von Ihren Jahren! Sie sind doch, glaub ich, vierzig Jahr?

G. Bitte um Verzeihung! Künftige Woche trete ich das sechs und vierzigste Jahr an.

R. Also ein Mann von fünf und vierzig Jahren, der noch nicht weiß, was Moralität ist, der versteht es auch nicht, wenn man es ihm erklären will.

G. Was sagen Sie da? ich glaube, Sie wollen mich beleidigen? Wissen Sie nicht, daß Sie in meinem Hause sind?

R. Mein lieber Herr Gerichtshalter, daß ich in Ihrem Hause bin, weiß ich, und beleidigen will ich Sie gar nicht. Mein Herr Gerichtshalter, beleidigen will ich Sie nicht. Aber durch die Umstände, darauf es bey dem Entwenden der Uhr dieses Herrn ankommt, verstehen Sie wohl die Erziehung, die der Thäter genossen hat!

G. Ja, ja, das ist so etwas.

R. Und die Bewegungsgründe, die er dazu gehabt hat?

G. Ja, ja, das ist so etwas.

R. Und die Absichten, die er bey der That hatte?

G. Herr Rector! das sind alles Schulfüchsereyen, de internis non judicat ecclesia. Es kommt hier alles auf den Ort an, wo der Diebstahl geschehen ist.

R. Wenn er also im Dorfe geschehen wäre?

G. Da kommt der Kerl ins Zuchthaus.

R. Und wenn er auf dem Felde geschehen wäre?

G. Da wird er gerädert.

R. Nun ist aber vor dem Dorfe ein Plätzchen, das ist nicht recht Dorf, und nicht recht Feld, wenn nun die That da geschehen wäre?

G. Hum, hum, ich weiß nicht, was Sie mit alle den Spitzfündigkeiten haben wollen. Ich glaube, Sie wollen mich examiniren?

R. Behüte Gott! ich werde Sie ja nicht examiniren wollen! einen Herrn Gerichtshalter, der über Leben und Tod urtheilt! Ich bin ja nur ein Laye. Ich traue mich nicht einen Hund

zum Tode zu verurtheilen, und sollte einen Mann examiniren wollen, der die Menschen zum Tode verurtheilt? das sey ferne! So viel ich aber davon verstehe, dächte ich, es wäre am Besten, man liesse den Kerl halb rädern.

G. Ja, ja.

R. So etwa den rechten Arm entzwey gequetscht, und das rechte Bein zerschmettert. Nicht wahr, Herr Gerichtshalter?

G. Ich habe den Casum noch nicht in Terminis gehabt.

R. Ich wünsche, daß Sie ihn auch nicht bekommen mögen. Also können Sie dem Herrn wohl nicht zu seiner Uhr verhelfen?

G. Was an mir ist, will ich gern thun. Aber vor allen Dingen muß Caution, wegen der Gerichtskosten, gemacht werden.

R. Und wie viel?

G. Wie viel? wie viel? wenigstens funfzehn Thaler.

R. Lieber Herr Gerichtshalter! Dieser Herr ist ein Reisender, er muß jeden Pfennig zu Rathe halten. Ich glaube nicht, daß er funfzehn Groschen entübrigen kann.

G. Da kann ich ihm auch nicht helfen. Der Justiz kann ich nichts vergeben. Haben Sie noch etwas zu sagen?

R. Nur noch ein paar Worte, Herr Gerichtshalter. Wenn Sie also dem Herrn nicht Gerechtigkeit verschaffen, so muß er sie sich wohl selbst verschaffen?

G. Das kann er probiren.

R. Wenn er also den Thäter findet, so kann er ihn bey der Gurgel kriegen, ihn niederwerfen, die Ribben zusammen treten, und ihm die Uhr wieder abnehmen?

G. Das kann er probiren.

R. Und der Thäter wird Gott danken, daß er so davon kommt. Denn, nach meinen wenigen Einsichten, wird er sich lieber ein paar Ribben in den Leib treten, als Arm und Bein durchs Rad zerschlagen lassen.

G. Probiren Sie es nur! es soll Ihnen theuer zu stehen kommen.

R. Da hielten Sie es also nicht für Recht, Herr Gerichtshalter?

G. Zum Teufel! Was ist denn das für Gewäsche? Da ist ja ein Eingriff in die Justiz! Glauben Sie, daß das ungeahndet bleiben kan?

R. Also ist in diesem Lande, wie es scheint — gar kein Recht?

G. Herr, respectiren Sie den Fürsten, meinen gnädigsten Landesherrn!

R. Ich habe allen Respect für unsern Fürsten. Aber Recht ist doch nicht im Lande. Denn wenn wir uns nicht Recht schaffen sollen, und der Gerichtshalter, den der Landesherr zur Handhabung der Gerechtigkeit verordnet hat, will es auch nicht thun, wo soll man denn die Gerechtigkeit suchen?

G. Es ist zwey Uhr, meine Herren! ich habe heute noch Amtsarbeit; haben Sie mir noch etwas zu sagen?

R. Mit Ihrer Erlaubniß! nur noch ein paar Worte, Herr Gerichtshalter! Sagen Sie mir nur das Einzige noch, wie Sie es haben über Ihr Herz bringen können, den armen Menschen zum Rade zu verurtheilen, um ein Schock Käse willen? Ich wüßte nicht, wie ich mich anstellen würde, wenn ich nur einen Hund oder eine Katze verurtheilen sollte, daß ihr die Beine zerschlagen würden.

G. Habe ich ihn denn verurtheilt? Ist er nicht durch den Ausspruch dreyer Akademien ver-

urtheilt worden? Herr Rector, ich dächte Sie blieben bey Ihrem Cornelius Nepos, und liessen sich um das Jus unbekümmert: Denn wenn Sie das Jus verstünden, so würden Sie nicht so wunderlich urtheilen; so würden Sie wissen, daß die Gesetze allen Strasenräubern, ohne Ausnahme, den Tod zuerkennen.

R. Freylich verstehe ich das Jus nicht und bin ein juristischer Laye, aber eben deswegen nehme ich gern Belehrung an. Sagen Sie mir doch also: wo stehen denn eigentlich diese Gesetze?

G. Alle im Corpus juris.

R. So, so. Wie oft lassen Sie denn das Corpus juris ihren Bauern vorlesen?

G. Sind Sie richtig im Kopfe, Herr Rector, oder schwärmen Sie? Wissen Sie denn nicht, daß das Corpus juris lateinisch geschrieben ist? Ha! He! Hi! den Bauern soll ich das Corpus juris vorlesen lassen —

R. Also richten Sie die Bauern nach Gesetzen, die ihnen nicht bekannt gemacht sind. Herr Gerichtshalter! um Gottes Willen! wie ist das möglich?

G. Das verstehen Sie nicht, Herr Rector. Man hat schon lange nach dem Corpus juris gesprochen, und haben es so viele weise und grose Juristen gut gefunden, da werden wir es deswegen auch nicht abändern, weil es der Herr Rector in N. nicht gut findet. Haben Sie mir noch etwas zu sagen?

R. Ich will Sie gar nicht länger aufhalten. Nur eine Frage beantworten Sie mir noch. Haben Sie viele Mittel angewendet, um den Menschen zu bessern, ehe er zum Rade verurtheilt wurde?

G. Zum Teufel! was wollen Sie mit Ihrem pedantischen Gewäsche? Was geht mich denn die Besserung an? Darum bekümmert sich der Juriste nicht. Und kurz von der Sache zu kommen, ich habe mehr Geschäfte, als daß ich Ihr einfältiges Gewäsche anhören könnte. Adieu!

Mit diesen Worten wandte er sich um, gieng zum Zimmer hinaus, und nöthigte uns auf diese Art auch fortzugehen.

Der Rector gieng nach seinem Städtchen zu, und ich begleitete ihn eine Stunde weit. Das Gespräch, das wir führten, betraf gröſtentheils

die Justiz, von der er behauptete, daß sie gar nichts tauge. Ich bin kein Jurist, sagte er zu verschiedenemalen, aber das menschliche Herz kenne ich. Und wenn ich unser Jus mit der Beschaffenheit des menschlichen Herzens vergleiche, so paßt es darauf, wie eine Faust auf das Auge. Bedenken Sie selbst, die Gesetze werden nicht publicirt, und doch werden die Leute darnach gerichtet; sie dictiren immer Strafe, immer Strafe, nichts als Strafe; haben Sie aber auch von einem Gesetze je gehört, das Belohnung dictirte? Nichts als Strafe dictiren sie, aber keine Vorschläge, die Menschen zu bessern. Und die Besserung des Menschen muß doch der Hauptzweck jeder Gesellschaft seyn. Was hilft es denn, wenn die Einkünfte der Gesellschaft sich vergrösern, und ihre Häuser verschönern sich, und die Aecker und Schaaf- und Pferdezucht wird besser, wenn die Gesellschaft nicht besser wird?

Sie werden mit solchen Predigten wohl wenig Glauben finden.

Ja wohl, war seine Antwort. Ich halte aber auch solche Predigten nicht eher bis ich Leute vor mir habe, die mich verstehen können. Mit die-

diesen Worten drückte er mir die Hand, und schied von mir.

Ich muß auch mit meinem Briefe von Ihnen scheiden, liebster Herr Vetter, weil eben die Post, die über Holdersleben fährt, hier durchgeht. Nächstens erzähle ich Ihnen die übrigen Ebentheure, die ich noch in Zenterfeld erfahren habe. Ich bin stets Ihr

Carl.

Dritter Brief.

Carl an den Obersten von Brav.

Zenterfeld, den 18ten October.

Ich bin noch in Zenterfeld, liebster Herr Vetter, und freue mich, daß ich schreiben kann, und jemanden habe, der sich gefallen läßt, mein Geschriebenes zu lesen. Die Post geht erst heute von hier ab, das Wetter ist so stürmisch und regnicht, daß es mir unmöglich ist auszugehen; was wollte ich also anfangen, wenn ich nicht schreiben könnte?

Ich hatte mir ein eignes Zimmer im Gasthofe einräumen lassen, und brachte da den Rest des gestrigen Nachmittags mit Briefschreiben zu.

Abends

Abends wurde aber das Gespräch, das in der Stube unter mir geführt wurde, so laut und so lebhaft, daß ich der Begierde, einen Zuhörer davon abzugeben, nicht widerstehen konnte.

Ich gieng also in die untere Stube, wo ich, wie ich glaube, alle Bauern aus dem ganzen Dorfe versammelt fand. Jeder hatte eine kurze Tobakspfeife im Munde, und eine Kanne Bier vor sich. Wohin ich hörte wurde von nichts, als von Köpfen, Rädern, Hängen, Säkken und Verbrennen gesprochen. Vorzüglich zog ein langer Mann, der einen grosen Hieb über die Stirne hatte, und, wie ich hernach erfuhr, ein abgedankter Dragoner war, meine Aufmerksamkeit auf sich. Er führte an dem einen Tische das Wort, und hatte gegen zwanzig Bauern zu Zuhörern.

Um Erlaubniß zu haben, an dem Gespräche Theil zu nehmen, stopfte ich mir auch eine Pfeife, ließ mir Bier geben, und setzte mich zur Gesellschaft.

Ja, sagte der Dragoner, ich meyne, Claus wird an den Tag denken, so lange ihm die Augen offen stehen. Dem giengs knap um den Kragen

gen herum. Wenn der Courier eine Viertelstunde später kam, meiner Seele, da war er verlesen.

Kaspar, ein Bauer, der ihm gegenüber saß, nahm das Wort, und sagte: ich möchte nur wissen, wie es so einem Menschen zu Muthe wäre!

D. Ja, wie sollte es ihm zu Muthe seyn! Wenn der Stab gebrochen ist, so weiß er schon nichts mehr von sich.

K. Ich glaube es selber. Man kann es sich ja an den Fingern abzählen, wie einem zu Muthe seyn muß, der nun weiß, nun ists alle mit dir, in einer halben Stunde bist du weg von der Welt. Herr Jesus in deine Hände, wenn ich so bedenke, daß ich so ausgeführt würde —

D. Ich denke, so lange ich lebe, an den Dragoner, der einmal von unserm Regimente gehänkt wurde. Er war mein Cammerad. Meiner Seele! ein Kerl, zwey Zoll höher wie ich, und sah aus so schön, wie ein Mädchen. Menschenaugen sahen ihn gern. Da der unter den Galgen kam, gieng ich noch einmal bey ihn, drückte ihm die Hand, und sagte: leb wohl Cammerad, leb wohl, kennst du mich nicht mehr? Antwortet mir aber

der Kachelofen, so antwortete mir der arme Teufel. Er hörte und sah nicht mehr.

J. Und warum wurde er denn gehänkt?

D. Ja, warum der Soldat gehänkt wird: Er war ein Kerl, der kein Kind betrübte; es war auch keine Klage über ihn gekommen, so lange er bey der Compagnie war. Aber er war desertirt.

J. Was bewog ihn denn dazu?

D. Ich weiß wohl. Ich war dabey, da er angeworben wurde. Da capitulirte er auf sechs Jahr. Ja lieber Gott, die sechs Jahr waren lange vorbey. Er supplicirte wohl zehnmal um seinen Abschied, konnte ihn aber nicht kriegen. Da dachte er halt, er wollte ihn selbst nehmen, es bekam ihm aber übel. Zweymal hatte er es schon probirt, und hatte Spiesruthen müssen laufen, auf den dritten Ritt mußte er gar pampeln.

J. Ist denn das aber wirklich wahr, daß ihm die Capitulation nicht gehalten wurde?

D. Und darüber wundern Sie sich? Bey unsern Truppen wird keine Capitulation gehalten.

J. Da wäre es auch kein Wunder, wenn alles desertirte. Ich glaube, ich selbst gienge fort, wenn

wenn meine Capitulation zu Ende wäre, und man wollte mir den Abschied nicht geben.

D. Ich wollte es Ihnen nicht rathen. Da ist schon dafür gesorgt, daß so leicht keiner durchkommt.

K. Hatte denn der Mensch einen schmählichen Tod?

D. Einen gewaltig schmählichen Tod. Wie ihm die Kehle zugeschnürt wurde, da wurde er kirschbraun im Gesichte, und die Augen traten ihm heraus, wie die Kochlöffel, und er zappelte wohl noch eine Viertelstunde am Galgen.

K. Das Gott erbarme! Aber ich habe es hundertmal gesagt, da weiß es Gevatter Kroms, tausendmal lieber will ich mich köpfen lassen, als hänken. Denn da ist es doch um einen Schlag zu thun, so ist der Kopf herunter; aber am Galgen, ja da kann man noch eine Viertelstunde zappeln.

D. Es ist auch kein Kirschlecken bey dem Köpfen. Wißt ihr noch Kroms, da die schöne Margarethe geköpft wurde? Wißt ihr noch?

Kr. Ja wohl! ja wohl! Da hieb ja der Scharfrichter dreymal. Einmal in die Schulter,

ter, das anderemal in das Kinn, und das drittemal gieng nicht einmal der Kopf ganz herunter. Der Scharfrichter mußte sie umstosen, und den Kopf auf der Erde abschneiden. Es ärgerten sich selbigesmal auch alle Leute.

J. Was hatte denn die arme Person verbrochen?

Kr. Sie hatte ihr Kind umgebracht.

J. Das ist freylich schrecklich.

Kr. Ja, lieber Gott! Sie haben gut reden. Wenn Sie aber an so eines armen Thieres Stelle seyn sollten da würden Sie auch anders pfeifen. Um ihre Ehre ist sie, nichts zu beissen und zu brechen hat sie, den kleinen Wurm soll sie ernähren; wo wills denn naus? Ich sage so vielmal, wenn ihr Diebe, Mörder kriegt, hänkt sie, rädert sie, verbrennt sie, viertheilt sie, ich will kein Wort drum verliehren, aber wenn eine Kindermörderin hingerichtet wird — da möchte mir das Herz im Leibe springen.

J. Konnte denn der Vater des Kindes das Mädchen nicht ernähren?

Kr. Es ernährt sich, wenn man selber nichts, als das liebe Leben, hat.

J. Wer war denn Vater des Kindes?

Er. Man redt nicht gerne davon. (leise ins Ohr) Es lag ein Cornet in dem Hause, wo sie diente. Verstehn Sie wohl? He! man weis ja schon, wie es da zu gehn pflegt.

J. Aber was geschahe denn dem Menschen?

Er. Dem? Es hat keins darnach gefragt. Es hat kein Hahn drum gekräht.

C. Ja, wenn der böse Feind einen einmal in seinen Stricken hat, da ist alles verlohren. Besinnt ihr euch noch auf Melchiorn?

Er. Ja wohl! ja wohl!

C. Was das sonst für ein feiner stiller Mensch war, und ließ sich den Teufel so reuten.

J. Nu? was that denn der Melchior?

C. Da hatte sein Nachbar einen Baum in seinem Garten, mit Borsdorfer Aepfeln. Die Aepfel stachen ihm in die Nase Was thut er? steigt er nicht des Nachts über den Zaun und schüttelt sich einen Sack voll?

J. Und sie räderten ihn vielleicht deswegen?

C. Bewahre Gott! nein. Er kam nur an das Halseisen. Aber von der Stunde an, da er am Halseisen gewesen war, ihr wißt's noch,

Gevatter Croms, war auch kein guter Geist mehr in ihm. Kein Nachbar wollte mehr mit ihm umgehn. Da gieng er immer vor sich hin, und trauete keinem Menschen in die Augen zu sehen. Am Ende gieng er unter eine Bande Diebe, wurde gehascht, und mußte pampeln. Man sollte nicht meynen, daß es möglich wäre.

D. Ja, wer einmal ins Teufels Stricken geht, der geht drinne. Da ich in Darwich im Quartiere lag, da wurde einer verbrannt.

C. Verbrannt? Nein, das habe ich noch nicht gesehen. Ich habe sehen hänken, rädern, köpfen, den Galgen vor die Stirne brennen, aber einen Menschen verbrennen, habe ich noch nicht gesehen. Wie ist denn das? stecken sie ihn denn an einen Bratspies, und halten ihn ins Feuer.

D. (nahm eine sehr wichtige Miene an.) Ach, wo denkt ihr denn hin? Ich will es euch alles erzählen. Erst aber will ich mir eine Pfeife Toback stopfen. Ihr habt ja de Velde, Croms, wollt ihr mir nicht eine Pfeife geben?

Cr. Von Herzen gern.

D. (Nachdem er ganz langsam die Pfeife gestopft, an dem Lichte angezündet, und die Neugier des ganzen Auditoriums erregt hatte.) Nun, da stellt euch einmal vor: Hier der Lichtknecht, der wäre eine dicke Säule, die in die Erde festgemacht ist. Um diese Säule nun, wird erst eine Schicht Stroh gelegt, dann eine Schicht Reisholz, dann eine Schicht Klafterholz, nun wieder eine Schicht Stroh, bis daß ein Haufen wird; wie soll ich denn sagen, ja ohngefähr noch halb so hoch als ich. Das nennt man einen Scheiterhaufen. Auf diesen Scheiterhaufen muß nun der arme Sünder, der Hänker und der Geistliche steigen. Der Hänker bindet den armen Sünder an die Säule, gemeiniglich schnürt er ihm auch gleich die Kehle zu, und der Geistliche segnet ihn ein. Darauf steigen beyde herunter, der Scheiterhaufen wird angesteckt, und die Henker werfen so lange Holz zu, bis der arme Sünder zu Asche gebrannt ist.

C. Alle Hader! das muß ein schmählicher Tod seyn. Wie begann sich denn der arme Sünder dabey?

D. Man konnte nicht viel von ihm, vor

Dampfe sehen. So viel ich aber sehen konnte, ließ er gleich, da die Flamme in die Höhe schlug, den Kopf sinken, und that keinen Muks mehr.

J. Was hatte denn dieser für ein Verbrechen begangen?

C. Er war ein Mordbrenner.

J. Ein Mordbrenner! nun das ist auch ein wahres Ungeheuer. Hat man denn gar nicht erfahren, was ihn zu dieser Schandthat getrieben hat?

D. Freylich hat man es erfahren. Er hatte eine junge rasche Frau, die sahe der Schulze im Dorfe gerne. Wenn der Mann den Rücken wandte, so gieng sie zum Schulzen spielen. Deswegen hatte es schon lange Zank und Streit gegeben. Einmal war er in der Stadt gewesen, und dachte eine warme Biersuppe zu finden, wenn er nach Hause käme. Ja, guten Morgen. Da war weder Biersuppe noch Frau zu sehen. Die Frau stack bey dem Schulzen. Der Mann schlich ihr nach, guckte zum Fenster hinein, und sah, daß sie der Schulze im Arme hatte. Da wurde er so polnisch,

daß

daß er in der Hitze in des Schulzens Hof lief, und ihm das Haus über dem Kopfe ansteckte.

Ja so geht es in der Welt. Habt ihr den alten Thorschreiber mit dem krummen Beine noch gekannt?

Hier gieng eine neue Mordgeschichte an. Ich hatte aber bey den vorigen schon so viel gelitten, daß ich nicht länger aushalten konnte, sondern der ganzen Bauerschaft eine gute Nacht wünschen, und mich auf mein Zimmer retiriren mußte.

Wenn es mit allen Missethätern so ist, wie mit diesen, deren Geschichte hier erzählt wurde, so ists wahr, daß sie mehrentheils strafwürdig, aber insgemein durch andre Menschen unter solche Umstände versetzt worden sind, daß sie beynahe so seyn mußten, wie sie waren. Dieser Gedanke machte mir große Unruhe. Und kein Bauer empfand diese Unruhe, vermuthlich weil er das Unregelmäßige bey alle diesen Vorfällen nicht fühlte. Beynahe scheint es, als wenn man bey der Unwissenheit glücklicher, als bey der Aufklärung, wäre. Ich habe diesen Gedanken bereits an Freund Wenzel geschrieben, und bin begierig, was er mir darauf antworten

 wird.

wird. Denn wahr ists doch wirklich, je weniger sich der Mensch über das Thier erhebt, desto weniger Leiden kennt er, je höher er über dasselbe steigt, destomehr vervielfältigt er sein Elend.

Eben jetzo bläst der Postillion, und erinnert mich, meinen Brief zu schließen.

Ewig bin ich Ihr

Carl.

Vierter Brief.

Carl von Carlsberg an Henrietten.

Carlsberg, den 19ten October.

Gestern, meine Liebe, bin ich hier angekommen, und heute haben mich schon Prediger und Gerichtshalter, Schulmeister, Verwalter, Schulze und viele Bauern und Bauerinnen besucht, und, jedes nach seiner Art, Freude über meine Ankunft bezeugt. Die Freude schien bey allen recht herzlich zu seyn, und die Treuherzigkeit, mit welcher der Schulze meine Hand drückte, und sagte: seyn Sie willkommen, gnädiger Herr! rührte mich mehr, als das schmeichelhafteste Compliment, das mir je ein abgeschlifner Weltmann gemacht hat. Ich werde

geliebt,

geliebt, gute Henriette! von meinem ganzen Dorfe werde ich geliebt, und fühlte mich recht selig, da ich in einem Kreise von guten Menschen stand, deren Mienen lauter Liebe ausdrückten. Wenn ich Sie nun einmal meiner Gemeine vorführen, und durch ihren Händedruck die Versicherung von Ihrer Liebe bekommen, wenn ich der ganzen Versammlung Sie zeigen, und Sie mit Blicken voll Achtung und Zutrauen betrachten sehen könnte, dann, ja dann, möchte wohl mein Landgut ein kleiner Himmel seyn. Aber noch ist der Himmel nicht da.

Ach, bestes Mädchen, ich schwebe in unbeschreiblicher Unruhe. So bald ich einsam bin, geht meine Plage an. Sie so weit von mir — noch nicht die Meinige — so viele Hindernisse meiner Liebe gelegt — Sie an der Seite eines boshaften Mädchens — und ich so unüberlegt, daß ich von Ihnen reisen konnte, bevor ich mir die Versicherung verschaft hatte, daß Sie die Meinige werden würden. Alles dieß treibt sich in meinem Kopfe herum, und läßt mich zu keiner Ruhe kommen. Mein Verwalter hat mich gebeten, mit ihm im Felde herumzugehen, und die

Aecker zu besehen. Ich weis aber schon, daß ich nicht viel sehen werde. Denn ich bin ganz in mich selbst verschlossen, und habe für alles Schöne und Gute, was nicht Henriette ist, wenig Gefühl.

Es sind schon viele Plane für die Erfüllung meiner Wünsche von mir entworfen und verworfen worden. Ich werde einen finden der gut ist, und den ich ausführen kann. Ach, bestes Mädchen! nur den Hauptpunct lassen Sie uns erst in Richtigkeit bringen. Schreiben Sie mir bald, ach, ja bald! recht herzlich! ohne allen Prunk! Sie müssen es Gewissenshalber thun. Denn Sie haben mich doch zurückgestossen, und ich bin so unschuldig! thun Sie es ja! Ich habe schon den Tag in meinem Kalender unterstrichen, da ich von Ihnen Antwort erwarte. Und wenn diese nun aussen bliebe — bedenken Sie nur, wie groß da meine Unruhe seyn würde! Von ganzem Herzen bin ich Ihr

treuer

Carl.

Fünfter Brief.

Carl an den Diakonus Rollow.

Carlsberg, den 19ten October.

Mein Bester!

Voll äußerster Ungeduld erwarte ich von Ihnen einen Brief, und zwar gerade einen solchen, wie ich ihn wünsche, der mich für unschuldig erklärt, und versichert, daß mein liebes Mädchen von meiner Unschuld sey überzeugt worden. Ich erwarte dieß nicht von Ihrer Gefälligkeit, sondern von Ihrer Gerechtigkeitsliebe. Denn unschuldig bin ich, und ein Unschuldiger ist berechtigt, Gerechtigkeit zu verlangen. Untersuchen Sie die Sache strenge, so müssen Sie meine Unschuld erkennen.

Wissen Sie, lieber Mann, ich werde nicht froh, ich kann nicht arbeiten, ich kann mich über nichts freuen, so lange ich in dieser schrecklichen Ungewißheit leben muß. Wenn Sie mich nur einen Tag, nur einen einzigen länger darinne lassen, da Sie mich doch herausreißen könnten, so thun Sie Sünde, große Sünde.

Um baldigste Bestellung des inliegenden Briefs, bitte ich herzlich.

Unausgesetzt bin ich Ihr

ergebenster Freund
v. Carlsberg.

Sechster Brief.

Carl an den Obersten von Brav.

Carlsberg, den 20sten October.

Hier haben Sie, liebster Herr Vetter, das Ende meiner Reisebeschreibung.

Da ich in Zenterfeld auf den Postwagen stieg, traf ich auf demselben einen Reisenden an, der sich in einen weissen Mantel gehüllt und eine Reisemütze über den Kopf gezogen hatte. Er bot mir liebreich die Hand, und sagte: willkommen! willkommen Herr Reisecamarad! Wir haben rauhe Witterung heute, wenn wir uns aber gut vertragen, so soll uns der Weg doch wohl angenehm werden.

J. Von mir haben Sie nichts Unangenehmes zu besorgen. Mit wem habe ich denn die Ehre zu reisen?

R. Ich bin der Superintendent von Bolzheim.

heim. Ich reise nach Orlow, um da meine Mutter zu besuchen. Und wer sind Sie?

J. Von Carlsberg. Ich komme von der Universität und gehe auf mein Landgut Carlsberg.

R. Da treten Sie also eine neue Laufbahn an. Gott segne Sie auf derselben, und bewahre Sie für Verirrungen! Werden Sie sich um ein Amt bewerben?

J. Große Neigung habe ich nicht dazu. Ich möchte ein Amt bekommen, welches ich wollte, so müßte ich nach eines andern Kopfe und nach Grundsätzen arbeiten, die ich misbillige, und dieß wäre mir unerträglich.

R. Das ist wohl gut. Wie würde aber die Welt bestehen, wenn alle Menschen so denken wollten?

J. Der Fall wird wohl so leicht nicht kommen, daß alle Menschen so dächten. So bald ein Amt vacant wird, schwärmen ja die Candidaten um dasselbe herum, wie die Raben um ein gefallen Pferd. Und ich habe ja schon Amt genug. Ich bin ja Erb- und Gerichtsherr von Carlsberg.

R. Ja so, das ist etwas anders. Nein, unter den Umständen wollte ich es Ihnen ver-

denken, wenn Sie ein ander Amt suchen woll-
ten. Da wären Sie ja ein Miethling, der die
Heerde nicht achtete. Wenn Sie Ihre Gemei-
ne glücklich machen wollen, da haben Sie Amt
die Hülle und die Fülle. Ein recht ehrenvolles
Amt haben Sie: denn Sie dienen da nicht
Menschen, sondern unmittelbar Gott. Haben
Sie schon etwas für die Verbesserung Ihrer
Unterthanen gethan?

J. Noch sehr wenig. Ich hatte einen Hof-
meister, der aber mehr mein Freund, als mein
Hofmeister war, der rieth mir immer: ich sollte
das Reformiren anstehen lassen, bis ich wenig-
stens volle dreyßig Jahr zurückgelegt hätte.

R. Und er mag wohl Recht gehabt haben.
So wie jeder Baum seine gewisse Zeit ha-
ben muß, ehe er gute Früchte tragen kann: so
muß auch jeder menschliche Verstand ein gewis-
ses Alter erreichen, ehe er reformiren will.
Dreyßig Jahr wenigstens. Ich erinnre mich,
daß mich in meinem vier und zwanzigsten Jah-
re der Reformatorgeist auch plagte. Wenn es
damals nach meinem Kopfe gegangen wäre, so
hätten alle Bücher, die in den Händen des Pu-
blicums

blicums waren, weggenommen und confiscirt werden müssen; ich hätte Lehrstühle für jeden Stand errichten lassen: Gott weis, was ich noch alles gethan hätte, wenn ich uneingeschränkt hätte wirken können. Nun sehe ich aber wohl ein, daß ich nichts als Verwirrung damit würde gestiftet haben. Folgen Sie also, lieber Herr von Carlsberg, dem Rathe Ihres Freundes, es wird Sie nicht gereuen. Haben Sie aber etwa schon überlegt, wie Sie die Verbesserung Ihrer Gemeine anfangen wollen?

J. Es war einmal eine Zeit, da ich mir vornahm, mehr Aufklärung unter sie zu bringen.

R. Aufklärung? unter die Bauern? Hum! hum! wie verstehn Sie das?

J. Ich wollte den Schulunterricht verbessern, gute Bücher in der Gemeine circuliren lassen, und so ihre Kenntnisse vermehren. Denn mir ist es immer vorgekommen, als wenn die Gelehrten sich das Monopolium über alle menschliche Kenntnisse angemasset hätten, und die Ungelehrten vorsetzlich in der gröbsten Unwissenheit unterhielten, damit sie dieselben wie Lastthiere brauchen könnten. Und das scheint

mir

mir doch grausam zu seyn, daß man ganzen Schaaren von Menschen, auf lebenslang den Zutritt zu den Kenntnissen versagt, die man bey andern Gelegenheiten als höchst wichtig und nützlich anpreist.

R. Ja, lieber Herr von Carlsberg! da bringen Sie mich auf ein Kapitel, über das wir Monate lang mit einander sprechen könnten. Der Weg zu den Kenntnissen, die uns wirklich nöthig und nützlich sind, ist sehr gerade und eben; aber die Gelehrten haben ihn unter Wasser gesetzt, und verlangen nun, daß alle, die zu diesen Kenntnissen kommen wollen, sich von ihnen übersetzen lassen sollen. Da hat nun mancher das Vermögen nicht, das Fährgeld zu bezahlen, ein andrer scheut sich vor dem Wasser: und so bleibt der größte Theil des Menschengeschlechts in der gröbsten Unwissenheit.

J. Ich verstehe nicht recht, was Sie damit sagen wollen.

R. Sehn Sie, jeder Mensch hat Verstand. Ein wirklicher Dummkopf ist so selten, als ein Blinder. Wenn dieser Verstand in der Kindheit cultivirt, geübt, in Thätigkeit gesetzt würde,

de, so wäre ja jeder Mensch, er sey Edelmann oder Bauer, im Stande, die Kenntnisse sich zu verschaffen, die er wünschte. Aber da werfen die Gelehrten eine solche Menge von Schwierigkeiten in den Weg, daß den mehresten der Muth sinkt, wenn sie sie sehen. Und wenn ja einer oder der andere sich durcharbeiten will, so muß er erst für sein baares Geld die Gelehrten bewegen, daß sie ihm durchhelfen. Ist das nicht himmelschreyend, daß so viele Jahrhunderte lang die Gelehrten ihre eigne Sprache hatten? daß sie alles lateinisch schrieben? und daß man einige Jahre gezwungen war, sich mit der Grammatik und dem Cicero zu plagen, ehe man es wagen durfte, ein Buch zu lesen, das sich nur in etwas über das Alltägliche erhob?

J. Das Uebel ist nun wohl so ziemlich gehoben, denn es schreibt ja fast niemand Lateinisch mehr, und die classischen Schriftsteller, der Lateiner sowohl als der Griechen, haben wir ja fast alle in der Muttersprache.

R. Gott sey Lob und Dank dafür gesagt. Es ist das eine Wohlthat für Deutschland, die so wichtig ist, als die Reformation für die

Chri-

Christenheit. Die Reformation zerbrach das Joch, das der Pabst, und die Geringschätzung der Lateinischen Sprache, das Joch, das die Gelehrten der Menschheit aufgelegt hatten. Aber ganz ists noch nicht zerbrochen, dieß schwere Joch. Die Gelehrten haben noch immer ihre eigene Sprache, so wie die Weidmänner. Ich bin nun der Meinung und bleibe dabey, man könnte von allem, was in der Welt ist, eben so verständlich sprechen, wie unser Postillion von seinem Geschirre. Aber gehn Sie nur hin zu den rechten Gelehrten, und hören Sie sie sprechen, und ich will verlohren haben, wenn Sie zwey Perioden verstehen, wenn sie nicht erst in Ihren Schulen Lehrgeld gegeben haben.

J. Das habe ich wohl an den juristischen Büchern gesehen, die ich im Anfange meines akademischen Lebens studieren wollte. Was da für eine kauderwelsche Sprache war! Und für eine Menge von neugeschafnen Wörtern!

R. Sehen Sie! das heißt den Weg unter Wasser setzen, damit man mit der Ueberfahrt etwas verdienen kann! Wenn die Bücher hübsch

dunkel sind, so kann man doch mit dem Erklären sich etwas erwerben. Würden die Pflichten des Bürgers und der Unterthanen in fein verständlichem Deutsche auf etlichen Bogen zusammengedruckt und dem gemeinen Manne in die Hände gegeben, welche Hungersnoth würde nicht in der Juristenwelt in Kurzen einreissen! Und das ist, mein lieber Herr, mit den Juristen nicht allein so, lesen Sie die Philosophen, die Aerzte, die Theologen, es ist alles auf einen Schlag. Jeder hat seine Weidmannssprache.

J. Ich habe aber doch gemerkt, daß man hier und da anfängt populärer und verständlicher zu schreiben.

R. Ja, man fängt an, das ist wahr, und das giebt die herrlichsten Aussichten in die Zukunft. So oft ich so ein Buch in die Hand bekomme, das nützliche Kenntnisse auf so eine Art vorträgt, daß sie auch der Ungelehrte fassen kann, so glüht mir das Gesicht und ich wünsche dem würdigen Verfasser Gottes Segen. Ueberhaupt stellt man die Erwerbung der Kenntnisse, die doch zum Theil schlechterdings nöthig sind, wenn man in der menschlichen Gesellschaft glücklich leben will, immer so schrecklich schwer vor,

daß einem schwindeln möchte. Gehn Sie zum Philosophen, und fragen: was muß ich thun, wenn ich ordentlich und deutlich denken lernen will? Er empfiehlt Ihnen das Studium eines Systems, das ohne Lehrmeister nicht verstanden werden kann. Fragen Sie den Arzt: was muß ich thun, um meine Gesundheit zu erhalten, und meinen kranken Brüdern zu helfen? Hören Sie, sagt er, Pathologie, ein Clinicum, Botanik, Phisiologie, besuchen Sie meine anatomischen Vorlesungen! Fragen Sie den Juristen: was muß ich thun, um Sicherheit für mein Vermögen und meine Ehre zu bekommen? Er verweist Sie auf die Institutionen und Pandekten. Und der Theologe behauptet, daß ohne gründliche Kenntniß der Morgenländischen Sprachen, und der Jüdischen Alterthümer, die Bibel nicht könnte verstanden werden. So wird alles muthlos gemacht, und der menschliche Verstand von allem Aufstreben, von allem Forschen nach Wahrheit zurückgehalten. Es trauet sich Niemand selbst zu helfen. So oft ihm etwas fehlt, schreyt er um Hülfe, bald bey dem Arzte, bald bey dem Juristen, bald bey dem Geistlichen. Ich denke aber, Gott wird bald alles abändern. Die

Viel-

Vielschreiberey! die Vielschreiberey! die, denke ich, soll noch viel Gutes stiften.

J. Meynen Sie? Ich habe die Vielschreiberey immer als eine Landplage angesehen.

N. Sie ists auch. Eine wahre Landplage ist sie, für die Gelehrten und für die Buchhändler. Aber jede Landplage ist unter Gottes Regierung Wohlthat. Sie thut wehe, so lange sie da ist, aber ihre Folgen sind immer gut und heilsam.

Die gegenwärtige Vielschreiberey ist die wahre Ursache von der Deutlichkeit, die in den Schriften immer weiter um sich greift. Wenn itzo ein Buch auf die Messe kommt, das nur einigermassen dunkel ist, so wirft mans hin, und sieht sich nach einem verständlichern um. Das nöthigt denn die Gelehrten, ihren Ton immer mehr herabzustimmen, und so zu reden, daß sie auch von dem gemeinsten Manne können verstanden werden. Das ist eins. Ferner ist die Menge von Schriften, die die Buchhändler auf dem Lager haben, für sie ein Sporn, immer neue Mittel zu erfinden, um sich Absatz zu verschaffen. Da lassen sie Ankündigungen drucken,

stellen Lotterien an, bieten Verlagsartikel für den halben Preis aus, ersuchen in jedem Flecken den Pfarrer, Buchbinder, Küster und Schulmeister, ihre Waare zu vertreiben. Auf diese Art werden den gemeinsten Leuten die Bücher aufgedrungen. Und denken Sie an mich, ehe funfzig Jahre hingehn, so finden Sie keinen Bauer mehr, der nicht sein Buch liest, und das Monopolium, das sich die Gelehrten zeither über die mehresten Kenntnisse anmaßten, ist von Gott aufgehoben.

J. Ob aber alsdann die Menschen werden glücklicher seyn?

R. Das müssen wir Gott überlassen. Gährungen genug werden freylich im menschlichen Gehirn entstehen, wenn alle die paradoxen und widersprechenden Grundsätze hineinkommen, die itzo gedruckt werden. Am Ende muß aber doch etwas gutes herauskommen. Jede Gährung verursacht Verfeinerung.

J. Was mich betrift, so sag ich Ihnen frey heraus, daß ich itzo glaube, daß die Aufklärung die Leute unglücklich macht.

R. Ich dachte, Sie wollten Ihre Bauern aufklären?

J. Ja, sonst war das mein Vorsatz, aber itzo bin ich wieder zweifelhaft, ob ich es thun soll oder nicht? Nennen Sie mir doch eine Stadt, wo mehr Aufklärung ist, als in Grünau? und das weis ich gewiß, daß zweydrittel der Stadt verzweifeln möchten. Könnten wir zu gleicher Zeit das Erwachen einer Nordamerikanischen Nation, und das Erwachen von Grünau sehen, wo meynen Sie wohl, daß wir die mehresten misvergnügten Gesichter erblicken würden?

R. Freylich in Grünau. Aber unter Aufklärung und Aufklärung ist ein gar großer Unterschied.

J. O wenn Sie mir doch bestimmen könnten, was wahre Aufklärung wäre!

R. Wir wollen sehen! Manche setzen die Aufklärung in der Frisur und in französischer Kleidertracht; andre glauben, sie bestehe in Lästerung Gottes und Jesu Christi. Ich kenne einen Grafen, der ließ die vornehmsten Plätze der Stadt mit Bildern der Leda und andern unzüchtigen Vorstellungen aus dem Heidenthume besetzen, führte Maskeraden ein, und sagte, er thäte dieß alles um seine Nation aufzuklären.

Ja ich habe einen jungen Laffen gekannt, der hielt sich deswegen für aufgeklärt, weil er Französisch plaudern konnte. So eine Aufklärung stiftet freylich mehr Schaden als Nutzen. Es geht mit der Aufklärung, wie mit der Religion. Jedermann spricht davon, aber wenige wissen, worinne sie bestehe.

J. Ich rede von allen diesen Arten der Aufklärung nicht. Ich verstehe dadurch diejenige Aufklärung, die —

Fortsetzung.

Die Hofnung, meinen Zweifel gelöst zu bekommen, der mich schon seit einiger Zeit beunruhigt hat, wurde mir auf einmal durch einen Mann benommen, der vor dem Postwagen hergieng. Er hatte eine Perucke auf, die vom Rauche ganz gelb war, und einen abgetragnen schwarzen Rock an.

Sobald ihn der Superintendent erblickte, merkte er nicht mehr auf das, was ich sagte. Und da wir bey ihn kamen, brach er das Gespräch ab, und rief: da geht ja der Herr Conrector von Sylbenau. Ihr Diener Herr Conrector! wo geht die Reise hin?

C. Da will ich ein Bischen zu meinem Schwager nach Carlsberg gehen.

S. Zu Fuße? Hätten Sie sich nicht auch auf die Post setzen können?

C. Ja, Ihro Hochwürden! uns armen Schulleuten fehlt es immer am Besten. Wir müssen immer per pedes apostolorum reisen, denn deficiente pecu deficit omne nia.

S. So setzen Sie sich doch herauf zu uns! Schwager, halt einmal! Laß den Herrn aufsetzen, du sollt auch ein gut Biergeld haben.

C. Nun, wenn Sie wollen die Gutheit haben. Es ist heute ganz stürmisch Wetter! Wenn wir einen kalten Winter bekommen sollten, das wäre etwas Hartes! Ich glaube so nicht, daß ich mit meinem Holze weiter, als bis heilige drey Könige reichen werde.

S. Sie haben wohl eine schlechte Besoldung.

C. Leider Gottes! Esels Arbeit und Zeisigs Futter!

S. Wie hoch rechnen Sie wohl Ihre Einnahme?

C. Das Fixum ist dreyßig Thaler, sechs Groschen und vier Pfennige; und vier Scheffel Korn. Hernach der Weyhpfennig.

S. Was ist das?

C. Alle Quartale habe ich das Recht, von Haus zu Haus zu gehen, und einzusammlen, da giebt mir jedes Haus drey Pfennige.

S. Das ist doch aber auch arg. Das ist ja nicht viel besser als Betteln. Wie kann denn da ein Mann sein Ansehen behaupten, wenn man ihn zum Bettler erniedrigt? Fi!

C. Das möchte noch alles gehen. Es ist doch ein gewisses Stückchen Brod; wenn man nur nicht immer noch die losen Reden hören müßte. Wenn ich vor ein Haus komme, aus dem ein Kind etwan einmal ein paar Maulschellen von mir bekommen hat, da schmeißen sie mir wohl die Thüre vor der Nase zu, und schelten mich kurz und lang.

S. Das ist wirklich sehr traurig. Haben Sie sonst keine Einnahme?

C. Was noch das bischen Accidenzien ist. Es will aber auch nicht viel sagen. Da ist z. E. das Neujahrssingen —

S. Wie viel bringt Ihnen das wohl ein?

C. Nachdem die Zeiten sind, drey, viertehalb, höchstens fünf Thaler. Ein einziges mal, Anno 1769, da hab ichs auf sechs Thaler gebracht.

bracht. Das machte aber der Herr von Solkow, der logirte selbiges mal in Sylbenau. Da sungen wir vor seiner Thür das Gloria und noch ein paar Motetten, und der Herr war so räsonnabel, daß er uns zwey holländische Dukaten herunter schickte. Die waren gerändert, und so neu, als wenn Sie aus der Münze kämen. Hernach ließ er uns in die Stube kommen, und setzte uns Stollen und einen extra guten Schnaps vor. Notetur hæc phrasis raro occurrit!

S. Ich dächte, Sie müßten bey dem Singen gewaltig viel ausstehen. Es fällt ja allemal in die rauheste Jahreszeit.

C. Ja wohl! ja wohl! Vor drey Jahren habe ich beyde Füße erfroren, und konnte in vierzehn Tagen nicht vor die Thüre gehen.

S. Wenn doch die Schullehrer einmal zusammen träten, und suchten bey dem Consistorium an, daß dieser alberne Gebrauch abgebracht würde. Ich wollte ja gern helfen, so viel ich könnte.

C. Aber es ist ja ein Stück unserer Besoldung.

S. Da könnte ja eine andere Einrichtung

gemacht werden, dadurch der kleine Abgang an Besoldung wieder ersetzt würde.

C. Ihro Hochwürden, es ist doch ein altes christlöbliches Herkommen — und wie es denn halt geht, man denkt mannichmal, man will die Sachen besser machen, und macht sie immer schlimmer. Incidit in scyllam, qui vult vitare charybdim.

S. Nun, wenn Sie damit zufrieden sind, da kann ich es auch wohl seyn. Was haben Sie sonst für Accidenzien?

C. Was so von Kindtaufen, Hochzeiten und Begräbnissen abfällt. Mit den Hochzeiten und Kindtaufen ists nun eine hübsche Sache in Sylbenau, da hat der zeitige Conrector allemal das Recht, daß ihm bey der Mahlzeit ein Teller gesetzt wird. Zu meines seligen Vorfahren Zeiten wollte es die Bürgerschaft abbringen, der hat aber dafür gestritten, mascule hat er gestritten.

S. Wie hoch schlagen Sie Ihre Accidenzien an?

C. So præter propter auf acht bis neun Thaler. Voriges Jahr hatte ich freylich ein extra gutes Jahr, da habe ich es bis auf zwölf Thaler gebracht.

S. Wie kam das?

C. Da hatten wir die schönen Fleckfieber. Da — da war es gute Zeit. Es vergieng keine Woche, da wir nicht drey bis vier Leichen hatten. Aber dieß Jahr ists ein schweres Jahr, ein gewaltig schweres Jahr. Wir schreiben itzo schon bald Martini, und ich habe noch keine sechs Thaler eingenommen. Wenn nicht noch ein paar hübsche Leichen fallen, da sieht es windig aus.

S. Also scheint es ja, als wenn Sie darauf hoften, daß es in Ihrer Stadt recht viele Leichen geben sollte?

C. Wie kann ich denn anders? Es ist ja mein Stückchen Brod. Das Symbolum der Geistlichen und Schulbedienten ist ja immer gewesen: Sterben ist mein Gewinn. He! he! he!

S. Hum! hum! Sonst haben Sie keine Einnahme mehr?

C. Was noch die Geschenke sind, die manchmal einlaufen. Damit läßt es sich aber auch noch halten. Ich habe itzo nicht mehr als sechs Häuser, aus denen ich Schlachtschüsseln bekomme, und zwey, die mir allemal, so oft sie brauen, ein Stübchen Bier schicken.

S.

S. Was geben Sie denn für Lectionen in Ihrer Schule?

C. Ich unterrichte die obern Klassen, und zwar im Lateinischen und im Christenthume.

S. Wie richten Sie denn Ihren Unterricht im Christenthume ein?

C. Erst sehe ich darauf, daß meine Schüler Bibelfeste werden. Da richte ichs so ein, daß sie alle Jahre die Bibel einmal durchlesen.

S. Lassen Sie ihnen denn alles lesen?

C. Alles.

S. Auch das hohe Lied Salomonis und den ganzen Propheten Ezechiel?

C. Alles. Ja das hohe Lied ist gar ein herrliches Buch, das lesen sie vorzüglich gern. Ferner richte ich es so ein, daß sie alle Jahre zweymal den Katechismus durchlernen, damit sie in ihrem Christenthume rechten Grund kriegen. Wenn Ihro Hochwürden einmal in unsere Schule kommen sollten, da sollten Sie sich gewiß freuen, wenn Sie unsere Primaner antworten hörten. Sie können sie aus dem Katechismus fragen die Kreuz und die Queere, sie lassen keine Frage unbeantwortet.

S.

S. Lassen Sie sie denn auch das Nicänische Symbolum lernen?

C. Alles.

S. Aber verstehen denn die Kinder auch alles?

C. Alles. Da habe ich ein schönes Büchelchen, in dem ist der Katechismus in Frage und Antwort zergliedert, und in succum und sanguinem aufgelöst, dieß lasse ich sie auswendig lernen, da lernen sie den Katechismus recht hübsch verstehen.

S. Welches ist denn die erste Frage, die Sie in Ansehung des Christenthums an ihre Kinder thun?

C. Die gewöhnliche: Wie viel sind Götter? und die andere ist: wie viel sind Personen in der Gottheit?

S. Und welches ist der erste Spruch, den Sie ihnen beybringen?

C. Drey sind die da zeugen im Himmel. Der Vater, das Wort und der heilige Geist, und diese drey sind eins.

S. Geben Sie ihnen denn auch Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion?

C. Allerdings. Ich habe drey argumenta probantia; erstlich die Wunderwerke, zweytens

die Weissagungen, drittens die Fußstapfen Jesu am Oelberge.

S. Wie? die Fußstapfen Jesu am Oelberge?

C. Ja, das ist mein stärkster Beweis. Seht, sage ich, Kinder, die Fußstapfen, die Jesus am Oelberge hinterlassen hat, da er gen Himmel fuhr, sind noch itzo zu sehen. Denn wenn ihr die Himmelfahrt Jesu abgemahlt seht, so findet ihr auch allemal auf der Spitze des Berges die Fußstapfen. Wenn also die Fußstapfen Jesu, von seiner Himmelfahrt, noch da sind, so muß er auch selbst da gewesen, und gen Himmel gefahren seyn. Ich schließe ab effectu ad caussam. Ists nicht wahr, Ihro Hochwürden, das ist ein sehr stringenter Beweis?

J. Ja, Ja, wenn es erwiesen ist, daß die Fußstapfen noch da sind, und von der Himmelfahrt Jesu herrühren. Sonst wird wohl in der Schule nichts gelehrt, als das Lateinische, und dieses Christenthum?

C. Nichts weiter. Wenn ein Kind in seiner Religion gegründet ist, und kann einen lateinischen Terminum setzen, was will man denn mehr haben.

S. Ich dächte doch, man könnte ihnen noch verschiednes lehren, das ihnen eben so nützlich wäre, als das hohe Lied Salomonis. Geben Sie ihnen denn z. E. keine Anweisung, ihre Gesundheit zu erhalten?

C. Ich sorge eigentlich für die Seele, Ihro Hochwürden. Ich glaube aber doch, daß ich ihnen in drey Worten die ganze Kunst beybringe, sich gesund zu erhalten.

S. Das müssen wichtige Worte seyn. Darf ich sie nicht wissen?

C. He! he! sie heißen: halt Kopf und Füßchen warm! beschwere nicht den Darm!

S. Das letzte Wort möchte wohl ganz gut seyn, aber wider die zwey ersten ließe sich noch vieles einwenden.

C. Wie so? Ich habe darauf immer gehalten, und habe es, Gott sey Lob und Dank! nun so weit gebracht, daß alle Schulkinder Pelzmützen und gewalkte Strümpfe haben.

S. Aber wenn nun die Kinder Pelzmützen tragen, so zieht ja alle Schärfe nach dem Kopfe zu, so bekommen sie ja Zahnschmerzen, Kopfschmerzen, Ohrenzwang, geschwollne Mandeln, Ausschlag, triefende Augen. Und wenn die

Füße zu sehr an die Wärme gewöhnt werden, so können ja die Kinder des Todes seyn, wenn sie sie einmal erkälten —

Nun, Herr Conrector, sagte der Postillion, machen Sie sich wieder auf die Socken! Da komt der Schieberhügel. Der Postmeister observirt mannnichmal auf seinem Boden, vom Dachloche aus. Und wenn er sähe, daß ich einen blinden Passagier hätte, da käme ich ins Teufelsküche.

So mußte denn der Conrector absteigen. Er dankte dem Superintendenten für die gehabte Gutheit, und versicherte, daß Gott vergelten würde, was er an einem armen Schuldiener gethan hätte.

Sobald er vom Postwagen entfernt war, machten wir dem Lachen Luft, das wir schon lange mit vieler Mühe zurückgehalten hatten.

In Sylbenau, sagte der Superintendent, hat man so bald noch nichts von der Aufklärung zu befürchten.

Das ist aber doch wirklich traurig, sagte ich; wenn der Schulunterricht so beschaffen ist, so darf man sich ja gar nicht wundern, wenn die Leute die Sachen alle von der falschen Seite

be-

betrachten, und ganz schief urtheilen. Der Mann war ja von Vorurtheilen zusammengesetzt. Wenn er den Mund aufthat, so kam ja immer ein neues Vorurtheil zum Vorschein.

Man darf sich auch nicht wundern, fuhr der Superintendent fort, wenn auf diese Art der Unglaube immer weiter um sich greift. Die mehresten Christen haben die Religion unter keiner andern Gestalt kennen lernen, als unter der Gestalt, unter der sie dieser Conrector vorträgt. Wie ists denn da möglich, daß sie dagegen Hochachtung haben können? Ja, lieber Herr von Carlsberg, wenn man die Schulen besucht, so darf man sich über gar vieles nicht wundern, was in der Welt geschicht. Die Quelle von gar vielem Elende, ist in Schulen zu suchen.

I. Gehört denn Sylbenau mit in Ihren Kirchsprengel?

S. Leider! Ich weiß schon, was Sie mit dieser Frage sagen wollen. Sie wollen mir damit einen Vorwurf machen, daß ich nicht besser auf die Verbesserung der Schulen sähe. Aber, lieber Freund, ich muß Ihnen sagen, daß ich nicht länger als ein Jahr Superinten-

Bayerische Staatsbibliothek München

dent bin. Und hernach, wenn Sie wüßten, wie viele Schwierigkeiten sich fänden, wenn man eingewurzelte Misbräuche abschaffen will. — Thun Sie mir z. E. einmal einen Vorschlag, wie man einen solchen Mann dahin bringen kann, daß er nach einer vernünftigern Methode unterrichte?

J. Das ist wohl eben so wenig möglich, als einen Blinden zum Wegweiser anderer Blinden zu machen. Können Sie ihn denn aber nicht absetzen?

S. Absetzen? ja, ja, absetzen kann man so einen Mann leicht, aber was soll so ein armer Mann alsdann thun? mit Weib und Kindern verhungern? Und wäre das auch christlich, wenn man einen Mann, der doch im Grunde kein Bösewicht ist, der seinen Pflichten nachkommt, so gut er kann, ins größte Unglück stürzte?

J. Kann er denn sonst nichts arbeiten?

S. Ach lieber Freund, Männer, wie der, sind wie die Maschinen, die nur auf einem gewissen Platze, wo sie durch Wasser, Wind oder eine andere äußerliche Kraft, bewegt werden, thätig sind, aber stille stehen, sobald man sie

von demselben wegnimmt. Ich wüßte wirklich nicht, wozu dieser Mann zu gebrauchen wäre.

Itzo kamen wir in Carlsberg an. Alle meine Bitten waren nicht vermögend, den Superintendenten zu bewegen, auf meinem Gute abzusteigen, und daselbst zu übernachten. Er fuhr nach dem Posthause zu, mit dem Vorsatze, von da weiter zu reisen.

Auf meinem Gute habe ich alles, so weit ich sehen kann, in guter Ordnung angetroffen. Nur Henriette fehlt mir. Ohne ihr werde ich hier unmöglich lange aushalten können. Die Trennung von ihr, ist mir eine wahre Gefangenschaft. Ich bin stets

der Ihrige

Carl.

Siebenter Brief.

Carmin, den 24sten October.

Mein Bester!

Wenn ich Ihnen meine Meynung von der Aufklärung und den Leiden, die daraus entspringen, sagen soll, so müssen wir erst uns dar=

über vereinigen, was eigentlich Aufklärung sey. Es wird vieles in der Welt Aufklärung genannt, was doch nicht Aufklärung ist. So nennt man jede Veränderung der Einsichten, die ein Mensch oder eine Nation bekommt, Aufklärung. Wenn z. E. eine Gesellschaft, die sonst meynte, zu ihrer Glückseligkeit wäre es hinlänglich, wenn sie einen gesunden Leib, ein gutes Gewissen, ein hinlängliches Auskommen, und häusliche Freuden hätte, nun zu der Einsicht kommt, daß dazu Spiel, Tanz, Comödien, ausländische Fabrikwaaren u. dergl. noch erforderlich wäre, so sagt man, sie sey aufgeklärt worden. Das ist die Aufklärung, die insgemein die Europäer ihren braunen und schwarzen Brüdern mittheilen, und die nothwendig sehr traurige Folgen haben muß.

Die wahre Aufklärung besteht aber in Verbesserung unserer Einsichten, vorzüglich in die Dinge, die mit uns genau verbunden sind.

Auch diese Aufklärung führt ihre Leiden bey sich. Sie ist eine neue Entwickelung, und jede Entwickelung ist mit Schmerz verknüpft. Der wirklich Aufgeklärte übersieht den großen Umfang seiner Pflichten, kann sich also nie genug thun,

nie

nie zu der trägen Behaglichkeit kommen, die ihr Pfeifchen Tobak raucht, und sich freut, daß sie ihre Schuldigkeit so gethan habe, daß sie niemand wegen Vernachläßigung derselben vor Gerichte belangen kann. Es herrscht vielmehr bey ihm immer eine heimliche Unzufriedenheit mit sich selbst; er sieht, daß die Heerstraße, auf der der große Haufe wandelt, wo man ganz sorglos immer in die Fusstapfe treten kann, die der Vorgänger machte, ohne viel mehr, als Affenfähigkeit nöthig zu haben, ein unrechter Weg sey, läßt es sich merken, fängt an zu declamiren und — wird ausgezischt. Er muß sich nun seinen eignen Weg bahnen. Und mit dem Weg bahnen ist es gar eine misliche Sache, man muß dabey seine Kräfte überspannen, erliegt oft unter der Arbeit, und wenn man lange genug gearbeitet hat, so sieht man am Ende doch wohl ein, daß man den rechten Weg verfehlt habe.

Es ist also am Tage, daß der Aufgeklärte einer Menge Leiden ausgesetzt sey, die ein anderer nicht kennt, der so urtheilt, wie sein Vater und Großvater geurtheilt haben. Wünschen Sie aber im Ernste an seiner Stelle zu seyn? nicht? so sagt Ihnen also Ihr Gefühl,

daß doch Aufklärung mehr Glückseligkeit bey sich führe, als Unwissenheit und Irrthum. Und wenn Sie nachdenken wollen, so wird Ihre Vernunft Ihrem Gefühle beystimmen. Sie wird Ihnen sagen, daß die Unwissenheit und der Irrthum eine weit größere Menge Leiden erzeugen, die durch die Aufklärung weggeschaft werden, z. E. Unterwürfigkeit, Dürftigkeit, Intoleranz u. dergl. und daß der Aufgeklärte einer Menge Freuden fähig sey, für welche dem Rohen und Unwissenden das Gefühl fehlt. Sie mögen an seiner Seite, unter dem gestirnten Himmel, oder vor einem schönen Gemälde, im Concerte, oder an der Seite eines lieben Mädchens sich befinden, die Lilien auf dem Felde oder die Bibel betrachten, so fühlen Sie gewiß, in jedem Falle, mehr als er. Nur bey gewissen Genüssen die bloß körperlich sind, wird er mehr als Sie, empfinden.

Auch wird Ihnen Ihre Vernunft sagen, daß wenn man die lange Bahn durchlaufen will, für die uns der Schöpfer schuf, man nicht in dem ersten Wirthsshause sitzen bleiben, und daselbst tändeln und spielen darf, sondern immer weiter fortschreiten muß. Endlich sage ich Ihnen auch

noch

noch zu Ihrer Beruhigung, daß die Leiden sich mit der Dauer der Aufklärung mindern. Ein Weib, wenn sie gebiehret, hat sie Traurigkeit, wenn aber der Mensch gebohren ist, denkt sie nicht mehr der Traurigkeit, um der Freude willen.

Lassen Sie uns also immer fortfahren, mein Lieber, unsere Einsichten zu bessern und zu berichtigen, und bey den Leiden, die uns dabey treffen, uns damit beruhigen, daß wir auf Gottes Wege gehen, und die ehrenvolle Bahn durchwandeln, für die er uns geschaffen hat. Denn er will, daß allen Menschen geholfen werde, und sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen.

Zur Erkenntniß der Wahrheit gehört aber auch, daß man überzeugt sey, daß der Sitz unserer Glückseligkeit nicht in der Brust irgend eines Mädchens, sondern in unserer eignen zu suchen sey. Dieß bitte ich Sie wohl zu beherzigen. Suchen Sie immer sich den Besitz Ihres Mädchens, durch erlaubte Mittel zu verschaffen. Gewöhnen Sie sich aber auch bald an den Gedanken, daß Ihnen Ihr Mädchen kann entführt oder verführt werden, und Sie doch immer bleiben wer Sie sind. Wehe dem, dessen Glück

auf die Launen und Schicksale eines Mädchens gebauet ist.

Dieß ist die Ursache von des guten Mauerbrechers Elende. Er hat viel Licht in seiner Seele, nur in der Liebesecke herrscht Egyptische Finsterniß. Da bleibt er nun dabey, daß nur Eine, nur Eine ihn hätte glücklich machen können, und daß nun sein Anspruch auf Glückseligkeit dahin sey, seitdem die Pokken ihm diese Eine entrissen hätten.

Und wenn dieses ist, so glaube ich doch, daß manche von den Leiden, die Sie mir beschreiben, mehr Folgen der Verdunkelung als der Aufklärung seyn möchten. Ich könnte es Ihnen beweisen, wenn ich nicht glaubte, daß sie es, bey ruhigem Nachdenken, selbst einsehen würden.

Ich habe meine Leiden auch, die ich als Folgen der Aufklärung ansehen muß, und die mir unbekannt geblieben seyn würden, wenn ich mein Amt immer bloß mechanisch führen wollte. Ich fühle aber auch Freuden, die ich in diesem Falle nie würde kennen lernen, und von denen ich glaube, daß sie mich für alle meine Leiden hinlänglich schadlos halten.

Wöchentlich muß ich einen Vortrag vor

mei-

meinem Regimente halten, und der größere Theil meines Auditoriums hat doch gar keine Empfänglichkeit für die Wahrheit. Viele können den Namen Jesus nicht mehr hören, manche wollen sogar, daß ich, statt des Namens Gott, lieber das Wort Natur brauchen soll, und der größte Theil hält alle Arten von Unkeuschheit für unschuldige Vergnügungen. Da ich meine letzte Betrachtung hielt, so redete ich über die Worte des Apostels: enthaltet euch von den fleischlichen Lüsten, die wider die Seele streiten, und ich mußte mit meinen Augen sehen, wie, während derselben, verschiedne die Köpfe zusammensteckten, plauderten und lachten, und sogar durch ihre Mienen, bey den gegenübersitzenden Weibspersonen, Lachen erregten. Was bey einem solchen Auditorium der Vortrag für eine unangenehme Arbeit sey, können sie leicht denken.

Zum Glück habe ich einen kleinen Kreis, von Officieren sowohl, als von Gemeinen, um mich gesamlet, denen Religion und Tugend heilig ist, bey denen kein Wort umsonst geredet wird, und von denen ich selbst immer mehr lerne. Und ich sehe zu meinem Vergnügen, daß dieser Kreis sich doch nach und nach um etwas er-

weitert. Dieß stärkt mich noch, und wenn ich auf die Kanzel trete, so stelle ich mir vor, als wenn ich nur zu dieser kleinen Gesellschaft redete, und als wenn die übrigen gar nicht zugegen wären.

Es wird itzo stark davon gesprochen, daß unser Fürst damit umgehe, eine Reform in seiner Regierung vorzunehmen. Wenn diese zu Stande käme, und ich mich überzeugen könnte, daß ich, durch meine letzte Unterredung mit ihm, etwas dazu beygetragen hätte, so überlegen Sie selbst, wie groß meine Freude seyn müßte! Würde ich sie jemals geschmeckt haben, wenn ich mich nicht immer bemüht hätte, meine Einsichten zu berichtigen?

Bey jener Unterredung ließ er ein Packet Bittschriften liegen, die ich ihm zurückgeschickt habe. Ich habe aber Copie davon genommen, und lege sie Ihnen bey. Lesen Sie sie mit Aufmerksamkeit, und fühlen, wie schwer die Last sey, die Fürsten Schultern drückt, und wie unbesonnen die handeln, die die Fürsten hämisch tadeln und ihr Glück beneiden. Dann treten Sie an Ihr Klavier und singen: Ich danke Gott mit Saitenspiel, daß ich kein Fürst geworden!

Gott segne Sie, und schenke Ihnen stets so viele Erleuchtung, als nöthig ist, Sie vor Verirrung zu bewahren. Ich bin von ganzem Herzen

Ihr

treuer Freund

Wenzel.

Beylage zum Wenzelschen Briefe.

Lit. A.

P. M.

Ew. Hochfürstliche Durchlaucht ersuche unterthänigst, mir die Erlaubniß zu ertheilen, daß ich mein, seit vier und dreyßig Jahren geführtes, Rectoramt niederlegen, und mein Leben in Ruhe beschließen darf. Das Sittenverderben unserer heutigen Jugend ist so groß, daß ich unmöglich länger bey derselben aushalten kann. Ich predige und ermahne den ganzen Tag, wenn die Kinder aber wieder in ihre Familien zurückkehren, so wird da alles wieder niedergerissen, was in der Schule Gutes gestiftet wurde. Sie sehen und hören zu Hause nichts Gutes, vorzüglich in solchen Häusern, wo Ew. Hochfürstliche Durchlaucht Soldaten liegen. Da werden insgemein die Sünden getrieben, die im blinden Heidenthume herrschten. Und wenn die Kinder denn zusammen-

kom-

kommen, so erzählen sie davon, und theilen einander die Sünden mit, die sie von Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht Soldaten gelernt haben. Deswegen herrschen itzo in unsrer Schule Greuel, die, seit dem die Schule steht, nicht bekannt gewesen sind. Und ich alter grauer Mann muß das alles erfahren, und kann es nicht ändern.

Deswegen ersuche ich Ew. Hochfürstliche Durchlaucht unterthänigst, mir meine Dimission in Gnaden zu ertheilen, und, da ich nun so viele Jahre, als ein treuer Unterthan, in höchst Dero, und höchst Dero Herrn Vaters, Dienste gearbeitet habe, so verhoffe, daß höchst Dieselben die Gnade haben, und mir bis an mein, Gott gebe seliges, Ende, ein kleines Gnadengehalt auswerfen werden. Ich ersterbe mit tiefster Ehrfurcht Ew.

unterthänigster Knecht

Marci.

Lit. B.

P. M.

Ew. Hochfürstliche Durchlaucht verzeihen mir, daß ich die mir gnädigst zugesendete Vocation zu dem Pfarrdienste in Marnewitz hiermit unterthänigst zurückgebe. Ich freuete mich unaussprechlich, da ich sie erbrach, theils, weil ich sie als ein

Mittel zu einer anständigen Versorgung ansahe, theils, weil ich sie als einen Ruf Gottes betrachtete, meine Brüder, nach der Anweisung unsers Heilandes Jesu Christi, zur Glückseligkeit zu führen.

Da aber das Consistorium mir unter keiner andern Bedingung die Ordination ertheilen will, als, wenn ich an Eides Statt angelobe, daß ich bey meinem Unterrichte nicht blos die Lehre Jesu, sondern auch die Meynungen der Menschen, die in den symbolischen Büchern enthalten sind, zur Richtschnur annehmen will: so verstattet mir mein Gewissen nicht, diese Vocation anzunehmen.

Denn 1stens glaube ich nicht, daß irgend ein Mensch verlangen kann, daß andere Menschen ihre Einsichten nach den seinigen formiren sollen.

2tens hat der Inhalt der Symbolischen Bücher entweder gar keine, oder eine sehr entfernte, Beziehung auf die menschliche Glückseligkeit.

3tens glaube ich, daß manches, was in den Symbolischen Büchern steht, nicht wahr sey.

Wenn Ew. Hochfürstl. Durchlaucht gnädigst in Erwägung ziehen wollen, daß, seit der Verfertigung dieser Bücher, dritthalb hundert Jahre ist studirt worden: so werden Höchstdieselben leicht

leicht ermessen können, daß wir manchen Irthum müssen entdeckt haben, den unsere Vorfahren für Wahrheit hielten. Es müßte denn seyn, daß alles Forschen nach Wahrheit umsonst sey, und daß Gott den Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts die Untrüglichkeit mitgetheilt hätte.

Zugleich ersuche Ew. Hochfürstl. Durchlaucht unterthänigst, mir das vacant gewordene Postmeisteramt in Marnewitz in Gnaden zu ertheilen. Ich bitte darum recht inständigst, damit ich, ohne ein Heuchler zu werden, mein Auskommen finden kann. Ich liebe nun seit fünf Jahren ein sehr liebenswürdiges Mädchen. Die Ernennung zum Postmeister würde mich in den Stand setzen sie zu ehelichen. Da nun Ew. Hochfürstl. Durchlaucht so gern Höchstdero Unterthanen glücklich machen: so zweifle ich nicht, daß Höchstdieselben auf diese meine unterthänigste Bitte gnädigste Rücksicht nehmen, und so die Wohlfahrt zweyer treuer Unterthanen gnädigst befördern werden. Ich ersterbe

Ew.

unterthänigster Knecht,

Sempronius.

des heil. Predigtamts Candidat.

Lit. C.

Lit. C.

P. M.

Ew. Hochfürstliche Durchlaucht haben ohnlängst die Verfügung getroffen, daß von verschiedenen ausländischen Waaren, die in unser Land eingeführt werden, schwere Imposten entrichtet werden sollen. Ob ich nun gleich keinesweges bezweifele, daß Höchstdieselben, bey dieser gnädigsten Verfügung, weise und landesväterliche Absichten haben: so habe ich doch für meine Schuldigkeit geachtet, Höchstdenenselben in Unterthänigkeit anzuzeigen, wie ich besorge, daß, durch dergleichen Verfügungen der Charakter der Nation sehr verderbt werde. Denn weil nun unsere Kaufleute und Krämer ihre Waaren weit theurer, als ihre Nachbaren, verkaufen müssen, wodurch nicht nur der Handel mit den Auswärtigen sehr leidet, sondern auch die Einheimischen geneigt gemacht werden, durch allerhand Ränke die verbotnen Waaren in das Land zu bringen: so wird auch der Kaufmann genöthigt, durch solche unerlaubte Mittel sich seine Waare zu verschaffen. So lernen der Kaufmann und der Käufer Falschheit, Lügen und Betrug.

Höchst-

Höchstdieselben haben zwar allenthalben Visitators bestellt, und sie eidlich verpflichtet, alle Arten des Contrebandirens zu verhüten, auch ihnen Soldaten zugeordnet, mit deren Hülfe sie ihre Forderungen gültig machen können. Dadurch aber wird das Uebel nur noch mehr vermehrt. Denn der Unterthan wird dadurch gereizt, allerley Mittel zu ersinnen, die Treue dieser Leute wankend zu machen, und weiß, durch Bestechungen von mancherley Art, sie dahin zu bringen, daß sie in die Kisten nicht sehen, in welchen verbotne Waare zu finden ist. Auf diese Art vermehrt sich die Zahl der Meineidigen immer mehr. Ja die Treue gegen ihren Landesherrn, wodurch sich sonst unsre Landsleute, so sehr von andern auszeichneten, verliert sich nach und nach auch, wenn es Sitte wird, den Landesherrn zu betrügen, und einer gegen den andern sich zu rühmen anfängt, durch welche Ränke er desselben Wachsamkeit hintergangen habe. Deswegen habe ich gar deutlich bemerkt, wie, seit dieser getrofnen Verfügung, Falschheit, Treulosigkeit, Betrug und Meineid überhand nehmen, und ich stehe in großen Sorgen, daß, wenn Höchstdieselben nicht geruhen, eine schleunige Abänderung

in dieser Sache zu treffen, am Ende die alte deutsche Treue, Offenherzigkeit und Redlichkeit, bey uns aussterben, und es so weit kommen werde, daß keiner dem Worte und dem Eide des andern mehr trauen darf.

Da nun Ew. Hochfürstliche Durchlaucht die Wohlfahrt von Höchstdero Unterthanen ernstlich suchen, so habe es für meine Schuldigkeit geachtet, Höchstdenenselben meine Besorgniß in Unterthänigkeit, als ein treuer Unterthan, mitzutheilen, und überlasse es Höchstdero weisem Ermessen, wie diesem Uebel am ehesten und besten abzuhelfen sey.

Der ich in tiefster Ehrfurcht ersterbe, Ew.

unterthänigster Knecht
Christian Erich.
Zahlmeister.

Lit. D.

P. M.

Ew. Hochfürstliche Durchlaucht werden sich noch gnädigst erinnern, welchergestalt ich nunmehro in Höchstdero Dienste funfzehn Jahre zugebracht, und mich in demselben stets so verhalten habe, daß nie eine erhebliche Klage gegen mich ist angebracht worden. In der Schlacht bey Mollau, wo mir an Höchstdero Seite der

linke Schenkel durch eine Falkonetkugel zerschmettert wurde, war ich vielmehr so glücklich, von Höchstdenenselben ein vorzügliches Lob wegen meiner Unerschrockenheit zu erhalten. Dem allen ohnerachtet, und ohnerachtet der zwölf Blessuren, die ich an mir habe, und die bey jeder Veränderung der Witterung, mich an die Gefahren erinnern, denen ich mich in Höchstdero Dienste ausgesetzt habe, habe ich noch nicht weiter als bis zur Charge eines Lieutenants kommen können. Ich muß vielmehr immer sehen, wie ein junger Mensch nach dem andern, bey dem Avancement, mir vorgezogen wird. Und noch vorige Woche habe ich den Verdruß gehabt, zu sehen, wie ich einem jungen von Kraschkawitz bey dem Avancement nachstehen mußte. Und dieß blos deswegen, weil er adelich ist, und ich bürgerlich bin.

Ich überlasse es Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht eignem Ermessen, wie kränkend und demüthigend es für einen ehrlichen Mann seyn muß, wenn er seine besten Kräfte im Dienste eines Herrn verzehrt, Blut und Leben für die Ehre desselben wagt, und die Belohnung dafür andern überlassen muß. Denn daß die wenigen

Gulden, die mir monatlich ausgezahlt werden, nicht hinlänglich sind, mir die Beschwerden, denen ich mich in Höchstdero Dienste unterziehe, die Lebensgefahr, der ich mich so oft ausgesetzt, und die Blessuren, die ich bekommen habe, zu vergüten, liegt am Tage, indem die mehresten Diener des Staats, bey einem sehr gemächlichen und gefahrlosen Leben, weit stärker belohnt werden. Ich überlasse es Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht zum eignen Ermessen, wie verdrossen ich in meinem Dienste werden muß, wenn einer meiner Schüler nach dem andern mein Vorgesetzter wird, und ich von Leuten Befehl annehmen muß, die weder Muth, noch Klugheit, noch Erfahrung haben.

Ich habe deswegen schon einigemal, bey dem Generale Ziska, Beschwerde geführt, bin aber immer mit der Antwort zurückgewiesen worden, daß Ew. Hochfürstliche Durchlaucht vorzüglich für den Adel sorgen müßten. Wenn aber der Fall ist, daß der Bürgerliche eben sowohl Verstand, Rechtschaffenheit und Muth besitzt, eben sowohl sein Leben für den Fürsten wagt, als der Adeliche, so sehe ich gar keinen Grund, warum er nicht eben so viel Recht ha-

 be,

be, auf des Fürsten Versorgung zu rechnen, als dieser.

Zwar fügte er noch hinzu, der Adel habe mehr Ambition, und sey also zu großen Unternehmungen aufgelegter, als der bürgerliche Stand; ich glaube aber, dieß Vorurtheil nicht besser widerlegen zu können, als wenn ich Ew. Hochfürstliche Durchlaucht in dieser Schrift zu erkennen gebe, wie sehr ich mich durch die öftere Zurückweisung von der Belohnung, zu der ich mir unter vielem Blutvergiessen den Weg gebahnt habe, für gekränkt halte, und zugleich in Unterthänigkeit, um gnädigste Ertheilung meiner Dimißion, Ansuchung thue. —

Der ich übrigens in Ehrfurcht ersterbe, Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht.

unterthänigster Knecht

Alexander,

Lieutenant bey dem Zaporawkischen Infanterie Regimente.

Lit. E.

Ew. Hochfürstliche Durchlaucht verzeihen mir, daß ich mich zu Höchstdero Stuhle nahe, und vor demselben die Klagen meines beklommenen Herzens ausschütte.

Ich

Ich bin ein alter achtzigjähriger Diener des Worts, der seinem Simeonsstündlein täglich mit Verlangen entgegen sieht. In den vorigen Zeiten meines Lehramts, habe ich immer die Freude gehabt, zu sehen, daß meine Arbeit nicht vergeblich sey, in dem Herrn, und daß das Wort, das ich redete, in den Seelen meiner lieben, mir anvertrauten, Gemeine, ein gutes Land fand, und bey vielen reichliche Frucht trug. Es war da von keinem Zank und Zwietracht, von keiner Völlerey noch Unzucht etwas zu hören, vielmehr hatte meine liebe Gemeine ein gutes Gerücht bey jedermann, und führte ihren Wandel in Einfalt und Lauterkeit des Herzens. Seitdem aber Ew. Hochfürstliche Durchlaucht die Verordnung gemacht haben, daß unsere jungen Bauern erst sechs Jahre Soldatendienste thun müssen, ehe sie sich verheyrathen dürfen, hat sich alles so verändert, daß ich mein Amt nicht mehr mit Freuden, sondern mit Seufzen, thue.

Die Jünglinge werden von ihren Bräuten getrennt, und diese verfallen, während ihrer Abwesenheit, insgemein in allerhand schändliche Ausschweifungen. Bey ihrer Rückkehr sind je-

ne mehrentheils davon abgekommen, sich, wie es frommen Christen ziemt, ihrer Handarbeit zu nähren, und sind an Völlerey, Spiel, Unzucht und andere Laster gewöhnt, die ein Christ nicht von sich sollte gesagt seyn lassen. Ich habe schon einigemal den Jammer erlebt, daß in unserer Schenke Schlägerey gewesen ist, und habe in diesem Jahre zwey uneheliche Kinder taufen müssen. Von alle diesen Greueln hat man sonst in meiner lieben Gemeine nichts gehört.

Da ich nun bald mein Hirtenamt niederlegen, und von den mir anvertrauten, theuererkauften, Schäflein meine Rechenschaft ablegen werde, so habe ich mich für verpflichtet gehalten, mein Gewissen zu verwahren, und die grosse Seelengefahr, in welcher meine ganze Gemeine schwebt, Ew. Hochfürstliche Durchlaucht unterthänigst anzuzeigen.

Höchstdieselben hatten ja vor drey Jahren die Gnade, bey der großen Hornviehseuche, solche Verfügungen zu treffen, daß unsere Heerden vor Ansteckung verwahrt blieben. Möchten doch Höchstdieselben gleiche Anstalten zu treffen geruhen, daß meine kleine Heerde, die mir mein Heiland anvertraut hat, gegen Ansteckung

ge-

gesichert würde! Möchten doch die Klagen eines alten Mannes, der an den Pforten der Ewigkeit steht, Höchstdero Fürstliches Herz rühren!

Wenn Ew. Hochfürstliche Durchlaucht mich erhören, so wird Gott Sie wieder hören, und Höchstdero landesväterliche Treue belohnen, in Zeit und Ewigkeit. Er wird Ihnen schenken ein fröhliches Herz und eine sanfte Auflösung aus dieser Zeitlichkeit. Und ich werde, so lange ich lebe, nicht aufhören, für Höchstdieselben zu Gott zu beten. Der ich bin Ew.

unterthänigster Knecht und Fürbitter
bey Gott,
M. Zacharias Quenstedt.

Lit. F.

P. M.

Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht mit meinen Klagen beschwerlich zu fallen, sehe ich mich abermals gemüßigt. Es hat sich nämlich der Buchdrucker Occam wieder unterfangen, einen meiner Verlagsartikel: Beschreibung der Holländischen Pflanzungen in Westindien, auf eine höchst ungerechte Art, nachzudrucken, und damit meiner Handlung einen sehr empfindlichen Streich beygebracht.

Deshalb gehet an Höchstdieselben meine unterthänigste Bitte, solchem Unwesen in Gnaden zu steuern, und meine Handlung gegen dergleichen unrechtmäßige Eingriffe in Sicherheit zu stellen.

Es hat mir zwar Höchstdero Etatsminister, als ich bey ihm deshalb Beschwerde führte, zur Antwort ertheilt, daß ein Buchdrucker und Buchhändler eben so wohl das Recht hätte, eines andern Werke nachzudrucken, als ein Cattunfabrikant befugt wäre, das Muster eines andern nachzumachen. Ew. Hochfürstliche Durchlaucht werden aber wohl selbst ermessen, daß diese Vergleichung höchst unschicklich sey. Denn dieser macht nur die Form des andern nach, läßt aber die Materie desselben unangetastet. Der Nachdrucker raubt aber dem Verleger auch die Materie. Denn die Materie des Buchs ist der Inhalt desselben, die der Verleger mit schweren Kosten von dem Schriftsteller erkauft hat. Wenn der Nachdrucker auch die Holländischen Pflanzungen in Westindien beschreiben ließ, so hätte ich nichts dagegen. Er machte das Muster nach, so wie ein Fabrikant dem andern thut. Wenn er aber die von mir verlegte Beschreibung druckt, so

be-

begeht er augenscheinlich einen Diebstahl, eben so wohl als wenn ein Fabrikant die Garne eines andern wegnehmen und verarbeiten wollte.

Es fügte zwar auch Höchstdero Minister hinzu, daß durch den Nachdruck die Kenntnisse weit schneller verbreitet, und die Aufklärung befördert würde: allein wenn der Nachdruck selbst etwas unerlaubtes ist, so kann er durch das Gute, das er zufälligerweise bewirkt, nicht entschuldigt werden. Sonst müßte es überhaupt erlaubt seyn, zur Erreichung guter Absichten, schlechte Mittel zu gebrauchen, und so hätte auch jener Schuhmacher recht gethan, der das Leder stahl, und die daraus verfertigten Schuhe den Armen verschenkte.

Endlich setzte auch Höchstdero Minister hinzu, daß der Nachdruck in Höchstdero Landen erlaubt werden müsse, weil durch den Einkauf fremder Schriften zu viel Geld aus dem Lande gespielt würde. Dieses aber zu verhindern, hätten ja Ew. Hochfürstliche Durchlaucht wohl andre Mittel in den Händen. Höchstdieselben könnten ja gute Schriftsteller in Höchstdero Lande berufen, deren Werke die Nation aufklärten, und die Einfuhre ausländischer Schriften, theils

unnöthig machten, theils wieder für dieselben vertauscht werden könnten. Oder Höchstdieselben könnten die Einfuhre meiner Verlagsartikel gar verbieten, so wie die Einfuhr der in unserm Städtchen fabricirten Strümpfe ohnlängst verboten worden ist.

Ew. Hochfürstliche Durchlaucht haben ja allenthalben den Ruhm eines guten gerechten Regenten: warum soll ich denn der Einzige seyn, dem Höchstdieselben nicht Gerechtigkeit wollen wiederfahren lassen? Zwar habe ich das Glück nicht, Höchstdero Unterthan zu seyn, doch glaube ich berechtigt zu seyn, bey Höchstdenenselben Klage zu erheben, und gerechte Abstellung derselben zu erwarten, wenn ich von einem von Höchstdero Unterthanen beeinträchtiget werde.

Sollten die Klagen eines ehrlichen, gekränkten, Mannes nicht vermögend sein, Höchstdero fürstliches Herz zu rühren, so bin ich ohne Rettung verlohren, und muß, bey meiner sauern Arbeit, bey aller Treue, mit welcher ich meine Geschäfte treibe, am Ende verarmen, und sehen, daß ein anderer die Früchte meiner Arbeit einerndtet. So würden meine, und

meines Weibes und meiner Kinder, Seufzer Ew. Hochfürstliche Durchlaucht treffen, welches Höchstdenenselben nicht gut wäre. Mit der aufrichtigsten Ehrfurcht verharre ich Ew.

unterthänigster Knecht,

George Faust.

Lit. G.

P. M.

Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht zeigen wir Endesbenannten unterthänigst an, wie gröblich sich der allhiesige Schuldiener, Nicolaus Krax, in unsrer Stadt Carmin, vergangen habe, indem er die ältesten unsrer Schulmädchen verführt, und zu Vollbringung seines schändlichen Willens gebracht, auch mit den Kleinern allerhand Unfug getrieben hat.

Ew. Hochfürstliche Durchlaucht geruhen hochgeneigt zu ermessen, was für ein großes Herzleid das für alle Christliche Eltern seyn müsse, wenn ihre Kinder nicht einmal an den Oertern, wo sie Religion und Tugend lernen, und gegen die künftigen Fallstricke, die ihrer Jugend werden gelegt werden, Sicherheit bekom-

kommen sollen, gegen Verführung geschützt sind.

Wir haben zwar schon deshalb bey dem hiesigen Consistorium dringende Vorstellung gethan, und um schleunige Remotion dieses abscheulichen Mannes inständigst gebeten, sind aber mit der Antwort zurückgewiesen worden, daß er Besserung angelobet habe, und daß zu besorgen stünde, er möchte, falls ihm sein Brod genommen würde, katholisch werden, und so seine Seele verlohren gehen.

Wenn nun aber die Seele eines solchen nichtswürdigen Menschen ganz gewiß verlohren geht, sie mag sich bekennen zu welcher Religion sie will, es auch besser ist, daß die Seele eines solchen abscheulichen Verbrechers verdammt werde, als daß die Seelen so vieler unschuldigen Kinder verlohren gehen, die früh, da sie noch nicht wissen Böses und Gutes zu unterscheiden, zum Laster angeführt, und in Gefahr zeitlicher und ewiger Unglückseligkeit gestürzt werden: Als geht an Ew. Hochfürstliche Durchlaucht unsere fußfällige Bitte, daß Höchstdieselben sich über unsere arme Schuljugend in Gnaden zu erbarmen, und unserm Consistorium auf-

aufzulegen, Hochgeneigt geruhen wollen, vorbesagten Schuldiener, Nikolaus Krax, von seinem Amte auf das schleunigste zu removiren.

Die wir mit tiefster Ehrfurcht ersterben,

Ew.

unterthänigste Knechte,

Mstr. Valentin Grau.

Mstr. Heironymus Dresler.

Mstr. Gotthard Römme.

Aeltesten der Gemeine St. Barnabæ.

Lit. H.

Lieber Fürst!

Ich bitte Sie gar sehr, Ihro Durchlaucht, daß sie doch Ihren Soldaten mehr Sold geben, damit sie das Mausen lassen. Denn von sechs Kreuzern den Tag kann so ein großer Kerl nicht leben. Und wenn das Mausen so fort geht, da kanns kein Mensch mehr ausstehen. Zu meines Vaters seliger Zeiten hat man von Mauserey bey uns fast gar nichts gehöret; nur seitdem wir die Compagnie im Quartiere haben, da ist der Henker los. Die Officiere sind zwar zum Theil

ganz

ganz gute Leute, und der Herr Oberste hat vorige Woche ein paar Kerl, die meinem Nachbar seine Pflaumen geschüttelt hatten, tüchtig durchprügeln lassen. Was hilft denn aber das alles! Unser einer kann ja nicht immer die Augen hinten und vornen haben, und Tag und Nacht auf seinem Bischen Acker liegen.

Ich bin ein Gärtner und sitze in schwerem Pacht. Wovon soll ich denn den Pacht geben, wenn andere die Früchte von den Aeckern tragen? Da wollte ich gestern meine Kartoffeln und Rüben ausnehmen, aber da ich auf den Acker kam, war über die Hälfte schon weggetragen.

Ich habe es dem Herrn Obersten gesagt, der meynte aber, wenn ich ihm die Kerls nicht nennen könnte, die es gethan hätten, so könnte er mir auch nicht helfen. Und das mag freylich wohl wahr seyn. Wenn das Ding aber so fort geht, da muß ich, bey meiner Seele, zum Schelme werden.

Ich heiße Heinrich Säbel und wohne in Holningen, gleich der Pfarre gegen über.

Lit. I.

P M.

Ew. Hochfürstliche Durchlaucht ersuche ich unterthänigst, mir gnädigst zu erlauben, daß ich das Bürgermeisteramt, das ich zeither in Carmin führte, niederlegen, und mein Leben in Ruhe beschließen darf. Die Grundsätze, nach welchen seit einiger Zeit Höchstdero Land regieret wird, sind gar nicht nach meinem Sinne, und mein Kopf ist zu alt, als daß er sich nach den neuen Grundsätzen formen könnte. Man scheint darinne übereingekommen zu seyn, daß die höchste Glückseligkeit eines Staats in der Menge des Geldes bestehe, das darinne cursirt, und nimmt daher Leute, deren Charakter und Sitten verabscheuungswürdig sind, zu Bürgern und Unterthanen an, wenn sie nur Geld ins Land bringen.

Ich habe dagegen immer geeifert, und gesagt: das Glück des Staats besteht nicht in der Menge des Geldes, sondern in der Tugend, Geschicklichkeit, Thätigkeit, und Zufriedenheit der Bürger, habe auch die Aufnahme verschiedener schlechten Leute verhindert: aber nun, da

ich

ich alt werde, und mein seliger Collège, der Bürgermeister Gutmann, gestorben ist, achtet man auf meinen Rath nicht mehr.

Noch vorigen Monat habe ich den Verdruß gehabt, daß der lüderlichste Mensch, den Gottes Erdboden trägt, in Schutz genommen wurde. Er thut nichts, als daß er spielt und hurt und Gott lästert. Seitdem er hier ist, hat Frechheit und Zügellosigkeit überhand genommen; Spott über Religion und Unfläthereyen sind schon der bon ton in vielen Gesellschaften geworden; durch ihn und seine müßigen Bedienten werden viele Mädchen verführt, und abscheuliche Krankheiten ausgebreitet. Aber er verzehrt jährlich 3000 Rthlr. Deswegen übersieht man dieß alles.

Gesetzt nun auch, daß Höchstdero Chatoulle, durch Aufnahme solcher ruchlosen Leute, gewönne, so werden doch Höchstdero Unterthanen dadurch elend gemacht. Und sollte wohl ein Vater seine Kinder ins Elend stürzen, um damit jährlich etliche Ducaten zu gewinnen? Ja ich bin auch gewiß überzeugt, daß nicht einmal Höchstdero Chatoulle dabey gewinne. Die Aufnahme eines reichen Lasterhaften in einen

nen

nen Staat, scheint mir eben so gegen den Vortheil des Landesherrn zu seyn, als wenn man einen Menschen, der von der Pest angesteckt ist, um der Juwelen willen aufnehmen wollte, die er bey sich führt.

Doch dem sey wie ihm wolle, ich verlange nicht länger Bürgermeister zu seyn. Deswegen lege ich mein Amt unterthänigst zu Höchstdero Füssen nieder, und ersterbe, Ew.

unterthänigster Knecht

Justi.

Lit. K.

P. M.

Ew. Hochfürstliche Durchlaucht quittire hiermit dankbarlich über den Empfang von 200 Rthlr. vierteljähriger Pension. Zugleich aber zeige ich hiermit unterthänigst an, daß ich mit dem, mir zeither zugestandnen, Gehalte fernerhin nicht auskommen kann. Ich schränke mich so viel als möglich ein, ich halte mir gegenwärtig nicht mehr als zwey Mädchen, und nehme mit Rheinwein vorlieb, auch habe ich den Vorsatz, eine Reise durch Frankreich und Italien zu thun, aufgegeben. Dem ohnerachtet sitze ich stark in Schul-

den, und wenn ich das Wechselmachen nicht verstünde, ich glaube, man hätte mich schon hingesetzt.

Wenn Ew. Hochfürstliche Durchlaucht sich hochgeneigt erinnern wollen, was für wichtige Dienste ich Höchstdenenselben im letztern Kriege geleistet habe; wie ich in Höchstdero hohe Hände zwey Documente von der größten Wichtigkeit spielte, und die geheime Correspondenz, die unser Hof mit dem Burzelandischen führte, verrieth, wie ich meinen theuren Eid, den ich meinem Landesherrn geschworen hatte, brach, und meinen Hals der Gefahr, gehenkt zu werden, aussetzte: so werden Höchstdieselben es nicht unbillig finden, wenn ich unterthänigst Ansuchung thue, den mir gnädigst zugestandnen Gehalt zu verdoppeln.

Meine Bitte wird ein noch größeres Gewicht bekommen, wenn Höchstdieselben in Erwägung zu ziehen geruhen wollen, was für Dienste ich Höchstdenenselben noch ferner leisten kann, da das ganze Archiv und die geheime Correspondenz unsers Hofs ganz in meinen Händen ist.

In Erwartung einer gnädigen Resolution auf mein unterthänigstes Gesuch, bin ich so frey, einen accurat aufgenommenen Riß von unserer

Grenzfestung Miloe beyzulegen, in welchem alle Schanzen, Minen, unterirdische Gänge und Pulverbehältnisse, getreulich angegeben sind. Wenn Ew. Hochfürstliche Durchlaucht den verborgnen mit X bezeichneten Pulverthurm und seine Lage gegen die Caserne N N bemerken wollen, so werden Höchstdieselben leicht ermessen, daß, bey einer etwanigen Belagerung, Höchstdieselben, durch eine einzige glücklich gespielte Bombe, sich das Vergnügen erkaufen können, vier bis fünfhundert Menschen in die Luft fliegen zu sehen. Und ich habe itzo schöne Gelegenheit, dergleichen Risse von allen Festungen unsers ganzen Reichs zu bekommen.

Bey dieser Gelegenheit thue ich bey Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht noch die Anfrage: ob Höchstdenenselben nicht mit dem Verzichtbriefe Fürst Conrads des Langhalses, auf die Grafschaft Helsom, gedient sey? Ingleichen ob Höchstdieselben nicht befehlen, daß ich eine Deduction wegen der Aemter Grimmbach und Krautburg machen soll? Ich weis zwar wohl, daß Ew. Hochfürstliche Durchlaucht darauf eben so wenig gerechte Ansprüche, als ich, zu machen haben, ich hoffe aber doch im Stande zu seyn, die Gerechtigkeit von Höchstdero Ansprüchen so deutlich darzuthun, daß nie-

mand etwas dagegen wird sagen können, zumal wenn Höchstdero Artillerie in gutem Stande ist.

Ich glaube nicht unbescheiden zu handeln, wenn ich für das erste 2000, und für das zweyte 3000 Rtlhr. unterthänigst erbitte.

Mit der aufrichtigsten Ehrfurcht verharre allstets Ew.

unterthänigster Knecht,
Gotthold Krämer.
Staatssekretär.

Lit. L.

P. M.

Ew. Hochfürstliche Durchlaucht haben ohnlängst die gnädigste Verfügung zu treffen geruhet, daß fürohin keiner ausländischen Hure mehr gestattet werden soll, ihr Kind in Höchstdero Lande zur Welt zu bringen, woferne sie nicht vermögend sey, für die Verpflegung desselben hinlängliche Caution zu machen.

So weise und gerecht nun diese Verordnung, und so billig es ist, daß jeder treue Unterthan sie

punct=

pünctlich befolge, so ist sie doch in voriger Woche durch den Rathsherrn Plinki, in unsrer Stadt Carmin, auf eine höchst barbarische und himmelschreyende Art, gemisbraucht worden.

Es hat nämlich eine Magd, Namens Sabine Hackin, aus dem Fürstenthume Ritterstadt bürtig, einige Jahre bey einem allhiesigen Bürger in Diensten gestanden, ist von ihm geschwängert, und da er merkte, daß ihre Entbindung nahe sey, von ihm schändlich verlassen worden.

Diese Unglückliche miethete sich bey einer allhiesigen armen Frau ein, um da die Zeit ihrer Niederkunft abzuwarten. Kaum aber erfuhr es vorbesagter Plinki, so befahl er dieser mitleidigen Frau, die Unglückliche sogleich, bey Vermeidung schwerer Strafe, aus dem Hause zu werfen. Sie stellte vor, daß diese Person ihrer Entbindung so nahe sey, daß man besorgen müsse, sie werde auf dem Wege von den Geburtsschmerzen überfallen werden; und daß es ferner billig sey, daß eine Stadt das Kind ernähre, dessen Bürger es erzeugt habe. Sie richtete aber damit so wenig aus, daß vielmehr vorbesagter Plinki seine Bedrohungen verdoppelte.

So mußte also diese Person, da eben die Geburtsschmerzen eintraten, das Haus, wo sie Zuflucht gesucht hatte, verlassen, und in dem nächsten Winkel, den sie finden konnte, ihr Kind zur Welt bringen, das, kaum nach Verlauf einer Viertelstunde, vor Kälte starb. Die Mutter, die in ihrer großen Angst, Schmerzen und Beklemmung ihres Herzens, ohne alle Hülfe, von allen Menschen verlassen, da lag, würde ohne Zweifel bald nachgefolgt seyn, wenn mir dieser Fall nicht wäre beyzeiten angezeigt worden.

Als Verehrer des Gottes, der es sich zum Ruhme anrechnet, daß er sich derer erbarme, die in ihrem Blute liegen, als Prediger der Lehre Jesu, die Barmherzigkeit gegen alle auszuüben befiehlt, glaubte ich verpflichtet zu seyn, mich dieser Person nachdrücklich anzunehmen. Deswegen ließ ich die Frau, bey der die Unglückliche zuvor gewesen war, ersuchen, sie, auf meine Verantwortung, wieder aufzunehmen, und versprach ihr ein wöchentliches Geld zu ihrer Verpflegung.

Da nun vorbesagter Plinki mich dieserwegen vermuthlich als einen Ungehorsamen und Uebertreter der Gesetze ausschreyen, auch wohl mir Stra-

ße ankündigen wird: so ergeht an Ew. Hochfürstliche Durchlaucht meine unterthänigste Bitte, vorbesagtem Plinki deshalb die nöthige Weisung zu geben, wie auch, nach Höchstdero erlauchten Einsichten, solche Verfügungen zu treffen, daß fürohin Höchstdero weise Landesgesetze nicht zum Deckel der Bosheit gebraucht werden können, und verhütet werde, daß nicht das Blut unschuldiger Kinder über uns zu Gott schreye, und nicht mehr Höchstdero Unterthanen bestraft werden, um der Werke der Barmherzigkeit willen, die unser Erlöser selbst würde verrichtet haben, wenn er noch sichtbar auf Erden wäre.

Mit tiefster Ehrfurcht ersterbe

Ew.

unterthänigster Knecht,

M. Heinrich Bayer,

V. D. M.

Achter Brief.

Von Mauerbrecher an Catln.

Carmin, den 24sten October.

Mein Bester!

Ich wollte Ihnen schreiben. Ich habe aber in der ganzen Stadt Carmin kein andres Papier bekommen können, als dieses todtenfahle Zeug, bey dessen Anblick mir allemal meine verstorbene Großmutter einfällt. Denn diese, da sie im Sarge lag, sah eben so aus wie dieser Bogen. Wie das Papier, so ist ganz Carmin. Es ist da ein Clima, so rauh, daß man wenige Wochen des Jahrs den Pelz entbehren kann. Und den Leuten fehlt Verstand, Geschmack, Lebensart, mit einem Worte, alles fehlt ihnen. In dem Betragen der Mädchen herrscht so etwas Fades und Einfältiges, daß man bey keiner eine halbe Stunde aushalten kann, wenn man nicht seinen Verstand verleugnen will. Das Rindfleisch ist hier schlecht, und der Wein taugt nichts. Das Quellwasser hat viel Salpeter, und die Fische haben einen faulen Geschmack.

Schon

Schon seit etlichen Wochen habe ich der menschlichen Gesellschaft entsagt, und Trost in Büchern gesucht. Aber das Gott erbarme! da ist auch elender Trost. Nichts als dummes, fades, elendes, wässeriges, Zeug wird doch itzo geschmiert. Wenn ich bedenke, daß ich erst acht und zwanzig Jahr alt bin, und mir als möglich denke, daß ich noch einmal so lange leben könnte, so stehen mir die Haare zu Berge. Noch acht und zwanzig Jahre auf der Welt auszuhalten; wie ist das möglich!

Wie leben Sie denn? ohne Zweifel recht vergnügt? Ha! Die Sprache kenne ich schon. Die führt auch Wenzel immer — Aber ich kenne das menschliche Vergnügen, es ist lauter Betäubung — Verstellung — süßer Traum, und weiter nichts.

Ich muß schliessen, damit ich nur das fatale graue Papier aus den Augen bekomme.

Ich verbleibe stets

der Ihrige,

von Mauerbrecher.

Neunter Brief.

Der Professor Ribonius an den Diakonus Rollow.

Grünau, den 26sten October.

Mein Theuerster!

Wozu dient es nun, daß ich Ihnen den Krebsschaden zeige, der meine Kraft und mein Mark verzehrt? Ich werde bey Ihnen Eckel, vielleicht auch Mitleiden, erregen; aber das Pflaster wird Ihnen fehlen, den Schaden zu heilen. Doch es sey drum, weil Sie es nicht anders haben wollen.

Ich liebte, da ich noch Adjunctus der philosophischen Facultät war, ein Mädchen, das, durch seine körperlichen Reize sowohl, als durch seinen Verstand und sein redliches Herz, mich ganz gefesselt hatte, und wurde wieder geliebt. Einen Frühling und einen Sommer brachte ich in ihrem Umgange zu. Noch itzo werde ich begeistert, wenn ich an die Wonnestunden denke, die ich an ihrer Seite, in dem Schatten eines kleinen Birkenwäldchens, zubrachte, wo wir uns täglich, zu einer gesetzten Stunde, fanden, wo sich unsere Herzen

in der reinsten Zärtlichkeit ergossen, und einander ewige Treue zuschworen.

Ihr Vater war arm, und erwarb mit seiner Advokatur gerade so viel, als zu seiner und seiner Familie Erhaltung unumgänglich nöthig war. Dieser Umstand feuerte unsere Liebe nur noch mehr an, und wir geriethen oft in Entzükken, wenn wir Entwürfe machten, wie wir dem Glücke zum Trotze glücklich seyn, uns von den eingebildeten Bedürfnissen unabhängig machen, und einander, bey eintretenden Kümmernissen, durch einen treuen Kuß der Liebe wieder aufrichten wollten.

Gegen das Ende des Sommers wurde eine philosophische Professur vacant, zu welcher ich, als der älteste Adjunctus, das nächste Recht hatte. Kaum hatte ich die Nachricht davon erhalten, so flog ich zu meiner Luise, und versicherte sie, in der feurigsten Umarmung, daß wir nun dem Ziele unserer Wünsche nahe wären.

Von ihr lief ich zu allen, die einigen Einfluß auf die Besetzung der Professur hatten, bat um ihre Stimme, wurde aber, zu meinem großen Erstaunen, von allen sehr kalt empfangen, und die mehresten sagten mir, mit Achselzucken, daß

sich

sich bey der Sache große Schwierigkeiten finden würden, ohne daß mir einer diese Schwierigkeiten bestimmt entdeckt hätte.

Doch erfuhr ich sie bald, da sich den folgenden Tag ein gewisser Doctor bey mir melden ließ. Nach einigen gleichgültigen Gesprächen, fragte er mich, ob er mir zur philosophischen Professur gratuliren solle?

Wollte Gott! sagte ich, ich könnte die Gratulation annehmen. Bis itzo ist aber sehr wenig Anschein dazu da. Ich habe geglaubt, weil ich drey Jahre mit Beyfall gelesen hätte, und der älteste Adjunctus wäre, so könnte mir die Professur nicht entgehen; es hat mich aber nicht wenig befremdet, da mich gestern meine Beförderer ganz kalt empfiengen, und von Schwierigkeiten redeten, die bey der Sache vorwalteten.

Ja, sagte er lächelnd, Sie scheinen den Weg noch nicht zu kennen, auf welchem man in Grünau zur Professur kommt.

J. Welches ist der? vielleicht Bestechung? da werde ich nie Professor. Fi! wenn ich durch meine persönlichen Eigenschaften kein Amt erlangen

gen kann, so will ich es auch nicht mit Gelde erkaufen.

D. Es möchte ja wohl noch andere Wege geben.

I. Welches sind sie? welches?

D. Leichte, anmuthige, Wege — Wir haben ja hübsche Professors Töchter. Heyrathen Sie eine! was gilts? es wird besser gehen.

I. Das wäre doch sonderbar! entweder ich habe die Geschicklichkeit, die man von einem Professor erwartet, oder ich habe sie nicht. Habe ich sie: so ist man ja schlechterdings, um des Bestens der Studirenden willen, verbunden, mich zum Professor zu ernennen. Habe ich sie aber nicht, so wird sie auch die Verbindung mit einer Jungfer Professorin nicht geben, und man handelt alsdenn gewissenlos, wenn man mir eine Professur anvertrauet.

D. Das ist wohl ein syllogismus disjunctivus, wenn ich nicht irre? he! he! he!

I. Warum lachen Sie? habe ich etwa unrecht geschlossen?

D. Für den Katheder ist der Schluß vortreflich, aber —

J. Aber? Nu?

D. Aber für das gemeine Leben, taugt er gar nichts. Man handelt nicht nach Syllogismen, lieber Freund. Sie scheinen noch nicht mit dem Laufe der Dinge bekannt zu seyn.

J. Wenigstens ist mir es ganz neu, was Sie mir da sagen. Ich wüßte nicht einmal eine Professors Tochter, die sich für mich schickte —

D. Was haben Sie denn an meines Schwagers, des Rath Biels Tochter, auszusetzen? ist sie etwa nicht schön genug? oder nicht reich genug?

J. Ich habe sie noch nie auf mich referirt. Wenn das Herz schon an ein Mädchen gefesselt ist, so ist es gegen andere gleichgültig.

D. Also haben Sie schon ein Mädchen sich ausgesucht?

J. Meine Entschliessung ist so ziemlich bestimmt.

D. So —

Er brach hierauf ab, lenkte das Gespräch auf gleichgültige Sachen, und verließ mich ziemlich kalt. Mein Herz war durch diese Unter-

terredung in unbeschreibliche Unruhe gesetzt. In der schlaflosen Nacht, die ich nach diesem Besuche hatte, giengen hundert Entwürfe durch meinen Kopf, davon ich am Ende einen fest hielt. Ich entschloß mich nämlich, mich in das Mädchen verliebt zu stellen, ihr Hofnung zur Heyrath zu machen, bis ich die Professur hätte, und dann Luisen zu ehelichen.

Die Zeit wurde mir lang, ehe der Tag anbrach, und ich meinen glücklichen Einfall ausführen konnte. Kaum war er angebrochen, so gieng ich zu den Doctor, und sagte, daß die Verbindung mit meinem Mädchen keinesweges so feste wäre, daß ich sie nicht täglich trennen könnte. Wenn ich nur Gelegenheit hätte, der Mademoiselle Viel Bekanntschaft zu machen, so könnte ich mich leicht entschließen, mich um ihrer Liebe zu bewerben.

Was brauchts denn für Gelegenheit? antwortete der Doctor. Lassen Sie sich doch bey meinem Schwager melden! Ich will alsdann, wie von ohngefähr! auch kommen, und die Sache so einleiten, daß Sie zu Tische behalten werden: hum?

Vortreflich, sagte ich, es bleibt dabey.

Noch

Noch demselben Tag ließ ich mich melden, und wurde sehr liebreich empfangen. Der Doctor fand sich verabredetermaßen auch ein, ich wurde gebeten, zu Tische zu bleiben, und in das Speisezimmer geführt, wo ich die, mir bestimmte Braut antraf.

Bey Tische nahm ich meinen Platz neben ihr, und es fiel mir gar nicht schwer, die Rolle eines Zärtlichen zu spielen, weil das Mädchen wirklich viel Reiz hatte, und mit ihrem schmachtenden Blicke mein Herz leicht hätte erobern können, wenn Luise nicht zu fest darinne gesessen hätte.

Bey dem Glase Wein wurden wir immer gesprächiger, und ihr Witz wußte mich so an sich zu ziehen, daß ich nach Tische wirklich allerhand verliebte Tändeleyen mit ihr anfieng.

Zwey Tage darauf bat mich und sie schon der Doctor zu sich, und die Vertraulichkeit nahm noch mehr zu.

So wurden einige Wochen mit Besuche, und Gegenbesuchen zugebracht.

Niemand litt dabey mehr, als meine Luise, die mir, bald durch Kaltsinn, bald durch Thränen, bald

bald durch Vorwürfe zu erkennen gab, daß sie nichts Gutes für unsere Liebe ahnde, ohnerachtet ich ihr meinen ganzen Plan mitgetheilt hatte.

Einmal wurde ich auch zu den Professor Biel gebeten, und fand da eine zahlreiche Gesellschaft, die aus den nächsten Anverwandten des Professors bestund. Bey Tische bekam ich meinen Platz wieder neben der Jungfer Professorin. Die Gesellschaft flüsterte sich in die Ohren, nickte einander zu, ich sah meine Nachbarin schmachtend an, sie ward roth, ich drückte ihre Hand, sie drückte wieder, und ich freute mich herzlich, daß mir mein Plan so wohl gelang, und man zu glauben schien, daß ich im Ernst sie zu besitzen wünschte. So freute ich mich, wie eine Drossel sich freut, wann sie die Beeren erblickt, die sie in die Schlinge locken sollen.

Ich Elender war der Schlinge näher, als ich es glaubte, und hieng schon drinne, ehe ich sie entdeckte.

Am Ende der Mahlzeit, da aller Herz guter Dinge war, stund Professor Biel auf, trat uns gegenüber, und sagte lächelnd: nun lieber Herr Adjunctus! ich freue mich, daß Sie, als ein so

braver Mann, um meine Tochter durch meinen Schwager haben anwerben lassen. Ich bin ein ofner gerader Mann. Ich kenne keinen Mann, an dessen Seite meine Tochter glücklicher seyn könnte, als Sie. Sie ist die Ihrige. Dein Wille ist doch dabey, Christiane?

Christianchen verbarg ihr Gesicht schamhaft, unter die Serviette.

Warum schämst du dich, liebe Tochter? fragte der Vater. Sprich! glaubst du nicht mit dem Herrn Adjunctus glücklich zu leben?

Da hieng sie an meinem Halse, ein heißer Kuß, und ein zärtliches — mein Bester! war die Antwort.

Der Doctor nahm ein Glas in die Hand, und rief: es lebe das neue Brautpaar, hoch! und die ganze Gesellschaft stimmte bey.

Stellen Sie sich die Betäubung vor, in die mich dieser unerwartete Auftritt versetzte. Ich wollte reden, aber die Menge von Glückwünschen, mit denen ich bestürmt wurde, ließ mich nicht aufkommen.

Aber — sagte ich so bald es stille wurde —

Kein aber, erwiederte der Professor, ich habe —

Aber es kommt mir so unerwartet —

Es ist für alles gesorgt, lieber Herr Sohn! ich richte die Hochzeit aus, ohne daß sie Ihnen einen Pfennig kostet. Meine Art ist nun einmal so; wenn ich jemanden Freude machen will, so mache ich sie ihm recht, und unerwartet. Ich gratulire Ihnen also auch zugleich zur Professur, die ist so gut als Ihre. Es ist alles richtig.

Da trank die Gesellschaft wieder auf die Gesundheit des neuen Professors. Die Freude bemächtigte sich meiner bey dieser Nachricht — ich erlag — und mein Herz ward an meiner rechtschafnen Luise untreu.

Nach Tische schlang Christianchen wollüstig ihren Arm um meinen Hals, versicherte mich, daß ihr Herz schon lange für mich geschlagen hätte, und daß sie ihr Glück von dem heutigen Tage an rechnen würde. Die Zauberin goß wirklich eine brünstige Liebe in mein Herz.

So sehr hatte sie mich bezaubert, daß ich wirklich den folgenden Tag frech genug seyn konnte, Luisen meine neue Verbindung zu melden, und ihr ganz trocken zu sagen, daß die Umstände es nicht erlaubt hätten, die Verbindung mit ihr,

die ich sonst sehnlichst gewünscht hätte, einzugehen.

Und das edle Mädchen fühlte seine Würde zu sehr, als daß es meine Verbindung hätte hindern sollen. Sie schrieb mir weiter nichts, als: **Wenn Sie ohne mich glücklich leben können, so bin ich es zufrieden.**

Eine schwere Krankheit aber, in die sie bald verfiel, bewieß, wie sehr sie durch meine Untreue war gekränkt worden.

Fortsetzung.

Meine Hochzeit wurde mit vielen Schwärmereyen gefeyert, und die ersten Wochen meiner Ehe sehr vergnügt zugebracht. Ich hatte von meinem Schwiegervater eine so reichliche Ausstattung bekommen, daß ich alle meine Zimmer auf das prächtigste meubliren konnte: dieß und der Witz, die Lebhaftigkeit, und körperlichen Reize meiner Frau, bezauberte mich so sehr, daß ich mich für den glücklichsten Menschen unter der Sonne hielt.

Dieser Taumel verlohr sich gegen das Ende des ersten Vierteljahrs völlig. Der bezauberte

Liebhaber verwandelte sich nach und nach in den vernünftigen Ehemann. Aber diese Verwandelung zog auch eine ziemliche Verwandelung meiner Frau, in meinen Augen, nach sich. Sie, die als Liebhaberin ihres Gleichen nicht zu haben schien, kam mir verächtlich vor, wenn ich sie als Ehefrau betrachtete. Der Vormittag wurde von ihr im Bette und vor der Toilette, der Nachmittag und Abend in Gesellschaft zugebracht, und die Führung der Wirthschaft einer Köchin überlassen.

Mein neues Amt verwickelte mich in eine Menge mir ungewohnter Geschäfte. Wenn ich nun ermüdet sie aufsuchte, um in ihrem Arm mich aufzuheitern, so war sie ausgegangen, um, wie sie sagte, sich zu zerstreuen. Und dieß beständige Vermissen der Person, die, meiner Meynung nach, die Erfrischung bey meinen Arbeiten seyn sollte, verursachte in meiner Seele eine sehr traurige Verstimmung und einen Hang zum Unmuthe.

An einen Morgen, da sie bey vorzüglich guter Laune zu seyn schien, faßte ich ihre Hand, setzte mich neben ihr auf das Kanapee, und klagte

 ihr

ihr, mit schmachtendem Blicke, den traurigen Zustand meiner Seele. Aber, statt Mitleiden zu finden, erhielt ich die bittersten Vorwürfe; sie wußte mir mit vieler Beredsamkeit zu beweisen, daß ich ein Mann ohne alle Lebensart sey, der seine junge Frau vernachläßige, daß ich es am Ende selbst glaubte. Und da sie ihre Strafpredigt mit einem Thränenguß schloß, so erschütterte mich dieses so sehr, daß ich ihre Hand an meinen Mund drückte, und um Verzeihung meines bisherigen Betragens bat, die ich endlich, nach vielen wiederholten Bitten erhielt. Sie war sogar so gütig, daß sie ihren Arm um mich schlang, und ihre Zauberkünste brauchte, die so wirksam waren, daß ich mich vor mir selbst schämte, eine so zärtliche, liebenswürdige, Frau, durch meine Unfreundlichkeit gekränkt zu haben.

Den andern Tag verlohr aber die Zauberey ihre Kraft. Ich sah meine Frau wieder in ihrer natürlichen Gestalt. Ich glaubte noch mehr zu bemerken, daß sie nämlich alle die Künste, die sie sonst gegen mich gebraucht hatte, anwendete, andere Mannspersonen in ihr Netz zu ziehen In Gesellschaft schien sie mich nicht zu bemerken, und

reichte

reichte mir gleichgültig die Hand, wenn ich sie küssen wollte. Alle ihre Kräfte arbeiteten aber dahin, die Aufmerksamkeit anderer Mannspersonen an sich zu ziehen, und alle ihre Reize ihnen sichtbar zu machen. Sahe sie eine Mannsperson das erstemal, so ruhte sie nicht eher, bis sie sie an sich gefesselt hatte.

Die Verstimmung meiner Seele nahm unter solchen Umständen täglich zu. Die Gesellschaften wurden mir zum Eckel, und die Einsamkeit unerträglich. Einigemal entschloß ich mich, ihr deswegen Vorstellung zu thun, und niemals hatte ich dazu Muth genug.

Endlich wagte ich es doch einmal, und spielte wieder eben die lächerliche Rolle, wie das erstemal. Die Comödie endigte sich mit Thränen, Abbitte, Verzeihen und Umarmung.

Und den folgenden Tag, fand sich mein Unmuth wieder ein. Ich hörte einigemal, daß sie ihre Coquetterie bis ins Unanständige trieb, und durch die leichtfertigsten Zweydeutigkeiten, in Gesellschaft Lachen zu erregen suchte.

Ich that deswegen die nachdrücklichste Vorstellung, erhielt aber eine weit nachdrücklichere

Strafpredigt. Schwäche des Verstandes, Narrheit, und andre Fehler wurden mir vorgerückt. Ich grif wieder nach der Hand, die wurde aber ungestümm zurückgezogen, und eine lange schreckliche Woche, in welcher ich keinen freundlichen Blick bekam, da sie doch allem, was männlich war, mit ofnem Gesichte und ofnen Armen entgegeneilte, mußte ich wegen meiner Verwegenheit büßen.

Endlich erhielt ich die, so lang gesuchte, Verzeihung; es wurde geweint, geküßt, und ich befand mich recht wohl.

Und den folgenden Tag — fühlte ich mich wieder so elend, als zuvor. Mein Elend wurde immer größer, da sie immer frecher und unverschämter wurde, öftere Besuche von Studenten annahm, mit Leuten Umgang hielt, die in den schlechtesten Ruf waren, und oft nach Mitternacht von ihren Schwärmereyen nach Hause kam.

Von dieser Zeit an, glich ich einem Unglücklichen, der durch seine Unvorsichtigkeit in den Strom gestürzt ist, sich herauszuarbeiten sucht, nach allem greift, was er am Ufer erhaschen kann, und immer wieder zurückfällt, weil alles losreist, was er mit seinen Händen faßt.

Der Gedanke, Lebenslang an eine Person gefesselt zu seyn, die mich nicht liebte, vielmehr durch ihre Aufführung sich und mich verächtlich machte, drückte meinen Geist ganz nieder, und hemmte ihn in seiner natürlichen Thätigkeit. Ich suchte Gesellschaft um mich zu zerstreuen, glaubte aber allenthalben Anspielungen und Spöttereyen über meine zerrüttete Haushaltung zu hören, und fieng an sie zu meiden. Die Einsamkeit, die Einsamkeit, dachte ich, soll dich trösten. Aber die schwarzen Vorstellungen von dem Elende meines Zustandes, verfolgten mich allenthalben, und peinigten mich denn am mehresten, wenn ich ohne Zeugen war. Deine Kinder dachte ich, sollen deine Gesellschaft seyn. Aber außerdem, daß es sehr schwer ist, Vaterliebe gegen die Kinder einer ausschweifenden Frau zu empfinden, so waren sie, durch die Sorglosigkeit ihrer Mutter, so sehr vernachläßigt, daß ich sie ohne Ekel und Abscheu nicht ansehen konnte. Eins schielt, das andere hat krumme Schenkel, das dritte ist ausgewachsen, und alle sind sie kränklich, unflätig und voller Ungezogenheiten. Denn sie sind von Ammen erzogen, und außer dem Empfangen und Gebären hat meine Frau nichts dabey gethan.

Die Religion konnte zu meiner Beruhigung nichts thun: denn der habe ich schon lange entsagt. Ich kann auch nicht begreifen, wie es mir möglich seyn sollte, Sachen wieder zu glauben, über die ich schon unzählichemal gespottet habe.

Einmal kam ich auf den Einfall, mich, für die mir zugefügten Beleidigungen, durch Vertraulichkeit mit leichtfertigen Mädchen, schadlos zu halten. Ich that es, und befand mich einige Wochen wohl dabey. Außer den angenehmen Empfindungen, die man gewöhnlich bey solchen Ausschweifungen hat, hatte ich auch noch die süße Vorstellung, daß jede Ausschweifung dieser Art mir Genugthuung, für die mir zugefügten Kränkungen, verschaffe — Bald aber mußte ich auch dieser Betäubung entsagen, weil ich fühlte, daß das Spielen der Intriguen, die zu Führung einer solchen Lebensart nöthig sind, sich nicht mit den mannigfaltigen Geschäften meines Amts zusammenreime.

Darauf fieng ich an Brantewein zu trinken, uud fand darinne vielen Trost. So lange der Brantewein wirkte, war ich so lebhaft, so munter, so unfähig niederschlagender Gedanken,

daß

daß ich mich recht selig fühlte. Und wenn des Branteweins Wirkung aufhörte, so fiel ich in einen tiefen Schlaf. Du willst, dachte ich also, dich dem Trunk ergeben. Dieß ist das beste Mittel, dich durch die Mühseligkeiten dieses Lebens durchzuarbeiten. Einen Theil deines Lebens bist du berauscht, den andern liegst du im tiefen Schlafe. So kommst du durch die Welt, wie ein Reisender, der auf der ordinairen Post in schlechter Gesellschaft fährt. Wenn ihm Verdruß anwandelt, so schnapst er einmal, dann macht er Possen, dann schläft er ein, und so kommt er, ohne Langeweile und Verdruß zu haben, immer weiter, seinem Ziele näher.

Nach einiger Zeit erfuhr ich aber doch, daß dieß Leben etwas mehr, als eine Reise auf der ordinairen Post, sey; denn ich fühlte eine große Abspannung meiner Nerven, und ein gänzliches Unvermögen etwas Zusammenhängendes zu denken. Wenn ich also mich nicht ganz untüchtig zu meinem Amte machen wollte, so mußte ich mich auch von meiner lieben Branteweinsflasche trennen, die mich so oft mein Leid vergessend machte.

Noch blieben mir zwey Trostgründe übrig, auf die ich mich stützte, wenn ich nicht weiter konnte, die zwar an sich elend sind, mit denen ich mich aber doch, weil ich keine bessern hatte, eine Zeitlang behalf.

Der eine war die Sterblichkeit. Wenn ich bedachte, daß ich nach etlichen Jahren würde von der Natur wieder verarbeitet, und als Moos oder Nesseln wieder hervorgehen, oder gar als Storch oder Geyer aufliegen; da erholte ich mich wieder und sammlete eine Stunde lang Kräfte, um die Leiden des folgenden halben Tages zu tragen.

Der andere war der Glaube, daß es andern Männern eben nicht besser gieng als mir. Denn der Glaube an die häusliche Glückseligkeit, die die Romanschreiber so schön zu schildern pflegen, verlohr sich immer mehr bey mir. Nur wenige Männer habe ich kennen lernen, die mit ihren Weibern zufrieden leben, die übrigen habe ich fast eben so elend als mich befunden.

Auf diesen beyden Krücken gestützt, hinkte ich ohnlängst nach Richmanns Garten zu. Da kam meine Luise gerollt an der Seite des Amtmanns, mit dem sie, einige Monate nach meiner Untreue

sich

sich verband, mit drey blühenden Kindern umgeben, auf einem Wagen, der von zwey pechschwarzen Hengsten gezogen wurde. Sie warf sich in die Brust, sobald sie mich erblickte, ließ mich ihre ganze Größe fühlen, und schoß einen sehr triumphirenden Blick auf mich herab. Da zerbrachen meine Krücken, ich sank nieder, konnte mir nicht weiter helfen, und stürzte in den Abgrund hinab, aus dem Sie mich hervorgezogen haben.

Ob ich Ihnen dafür danken soll? Weis ich nicht. Gut haben Sie es gemeint, davon bin ich überzeugt, aber — daß es besser für mich gewesen wäre, wenn Sie mich hätten sinken lassen, das weiß ich auch. Die einzige erfreuliche Aussicht, die ich vor mir habe, ist das Grab. Ich war an demselben, und sie rissen mich zurück.

Wenn Ihnen dieser Brief ein paar traurige Tage machen sollte, so schreiben Sie es nicht mir, sondern sich selbst zu. Sie wollten es ja nicht anders haben, als daß ich Sie mit alle dem Schrecklichen meiner Lage bekannt machen sollte. Uebrigens rechne ich auf Ihre Verschwiegenheit, und bin Ihr Freund

Ribonius.

Zehn=

Zehnter Brief.

Der Diaconus Rollow an Carln.

Grünau, den 28sten October.

Mein Bester!

Ihre Unschuld ist erwiesen, und nicht nur dieses, sondern ich bin nun noch mehr überzeugt, daß Sie ein sehr edeldenkender, oder vielmehr edelhandelnder Mann sind, (denn edel denken gar viele Leute, denen man es gar nicht ansieht,) der jedem Unglücklichen die Hand bietet, um ihn zu retten. Die Elende, derentwegen man sie in Verdacht hatte, hat ihre schändliche Lebensart gänzlich geändert, und hat dem Arzte, dem sie sich anvertraute, versichert, daß sie durch ihre Strafpredigt zu diesem Enschlusse sey gebracht worden. Gott vergelte Ihnen diese edle That, die in meinen Augen größern Werth hat, als wenn Sie vierzig Louisd'or einem Armen geschenkt hätten. Denn wie leicht ists doch für den, der Geld hat, Geld zu schenken! Aber wie sehr schwer, mit Gefahr seiner Ehre, eine Person zu retten, die in jedermanns Augen ein Scheusal ist.

Viel-

Vielleicht kann ich Sie einigermaßen dafür belohnen, indem ich Ihnen eine Nachricht melde, die Ihnen wohl nicht ganz gleichgültig ist. Henriettens Vater hat unvermuthet die Versicherung vom Fürsten erhalten, daß er ihn zum Amtmanne in Gollnau ernannt habe. Wer dieß ausgewirkt habe, wissen wir nicht; so viel ist gewiß, daß Grimmlein dazu nichts beygetragen hat: denn dieser erschrack, als ich ihm die Nachricht hiervon überbrachte. Da Sie nun Henrietten ein bischen lieb haben, so müssen Sie es doch wohl gerne hören, daß sie nun ein bequemeres Auskommen hat.

Tausendmal bitte ich um Vergebung, daß ich Sie in so einem schändlichen Verdacht gehabt habe. Die Verläumdungssucht, die in Grünau sehr stark ist, und die Ehre des Mitbürgers und jeder Mitbürgerin zu begeifern sucht, ist es, die diesen schwarzen Verdacht gegen Sie erregt hat.

Auch ich habe ihre Bisse erfahren, ihr Gift ist tief in mein Herz geflossen, und verursacht mir unruhige Tage und schlaflose Nächte. O mein Lieber! wie traurig ist es doch, daß man, auch bey dem rechtschaffensten Lebenswandel, in bestän-

beständiger Gefahr ist, an seiner Ehre angegriffen zu werden! Wie traurig, daß Menschen, davon doch jeder fühlt, daß Verletzungen der Ehre schmerzhafter sind, als Verletzungen des Körpers, ihre Freude darinne suchen, einander um ihre Ehre zu bringen. Die beste Entschuldigung, die ich dieser teuflischen Neigung geben kann, ist diese, daß ich sie aus dem Müssiggange herleite. Unser Frauenzimmer ist fast ganz geschäftlos; Haushaltung und Kinderzucht, nebst allen weiblichen Arbeiten, in denen unsre Großmütter ihre Ehre suchten, überläßt es andern. Bloß zum Zeitvertreibe, blos um der Langenweile los zu werden, zerzaust es also die Ehre seines Nebenmenschen. Und die Mannspersonen, die hier gröstentheils nichts gelernt haben, als Studiren und Bücherschreiben, und in den Stunden der Erholung nicht wissen, was sie vornehmen, und wovon sie sprechen sollen, scheinen sich auch zu freuen, wenn irgend jemandes Ehre Preis gegeben wird; nicht weil ihnen die Kränkung anderer Vergnügen machte, sondern weil sie ihnen Zeitvertreib verschaft: deswegen ist mir der hiesige Umgang, den ausgenommen, den ich mit meinen vertrautesten Freunden habe, schon lange verhaßt gewesen. Ich habe ihn vermieden,

so viel ich konnte, weil ich mich gar oft zum Verläumden mit fortreißen ließ, und durch meine voreiligen Urtheile andern oft Schaden zufügte, den ich ihnen vielleicht nie ersetzen kann.

Deswegen habe ich auch stets eine deutsche und französische Charte in Bereitschaft, die ich meinen Gästen zu präsentiren pflege, so oft sie anfangen Abwesenden Uebels nachzureden. Denn ob ich gleich das Chartenspiel von ganzem Herzen verachte, so scheint es mir doch ein verdienstliches Geschäfte zu seyn, wenn man dadurch den Verläumder zum Schweigen bringen, und so auch nur eines Menschen Ehre retten kann.

Ich erwarte nun wichtige Briefe von Ihnen und bin stets Ihr

treuer Freund

Rollow.

Eilfter Brief.

Henriette an Carln.

Koldingen, den 28sten October.

Mein lieber guter Carl!

Ich habe zeither viel geweint, und es fallen mir auch itzo Thränen auf das Papier, so sehr dauert

es mich, daß ich gegen einen so guten edlen Mann einen so abscheulichen Verdacht gehabt habe. Ich schäme mich vor mir selbst. Ja ich mögte sogleich zu Ihnen fliegen, Ihnen um den Hals fallen, und Sie um Verzeihung bitten. Aber ich kann nicht, Sie wohnen zu weit von mir. Ach! verzeihen, verzeihen Sie! Ich habe Ihnen Unrecht gethan, habe Sie zurückgestoßen!

Es ist auch ein recht schlimmer Ort das Grünau. Man hört dort von andern so wenig Gutes sprechen, daß ich recht froh bin, daß ich es verlassen habe. Wenn ich mit meiner Frau Muhme Kaffee-Visiten machte, so wurde insgemein, statt des Confects, die Ehre eines Frauenzimmers aufgetischt. Und jedes grif zu, und riß ein Stück davon herunter. Wenn ich länger an dem Orte geblieben wäre, ich glaube ich wäre auch schlimm worden. Itzo schon bin ich nicht mehr so gut als sonst. Ich habe die Menschen gar nicht mehr so lieb, wie ehemals, weil ich so gewaltig viel Böses von ihnen gehört habe. Ich dachte auch immer, machen Sie es so mit andern, so werden Sie es dir, wenn du abwesend bist, auch nicht besser machen.

Aber

Aber ich will wieder gut werden, recht gut, damit ich dem lieben Carl frey in die Augen sehen kann.

Mein guter Vetter Rollow ist auch sehr gekränkt worden. In der ganzen Stadt ist ausgesprengt, daß er allenthalben schuldig wäre, und daß ihn die Schuldner bald von Haus und Hof treiben würden. Der arme Mann! Er ist sehr ehrgeizig, und kann sich, wegen der übeln Nachrede, gar nicht zufrieden geben.

Meine Muhme Friederike ist krank. Ich habe viel Mühe mit ihr.

Wenn ich doch nun gleich bey Ihnen wäre, da wollte ich Ihnen noch etwas sagen — mein Vater ist Amtmann in Gollnau geworden. Und ich? nu ich weis nicht, was aus mir werden wird? wenigstens keine Frau Hofräthin, das weis ich gewiß.

Ich habe auch den Tag in den Kalender geschrieben, da ich Antwort von Ihnen erwarte. Daß sie nur nicht außenbleibt! sonst denke ich, Sie wären böse auf mich. Glauben Sie wohl, daß ich das ausstehen könnte? Ich bin

Ihre
aufrichtige Freundin,
Henriette.

Zwölfter Brief.

Der Diakonus Rollow an den Kaufmann Colbert.

Grünau, den 29sten October.

Sie haben nicht gut an mir gehandelt, mein Lieber, daß Sie den Inhalt meines letztern Briefs, in dem ich Ihnen, in der freundschaftlichsten Vertraulichkeit, meine Verlegenheit entdeckte, haben bekannt werden lassen. Ich warf mich in Ihre Arme und suchte Trost, und Sie waren so grausam, und stießen mir den Dolch in die Brust, so tief, daß ich die Schmerzen davon mein Lebelang werde fühlen müssen. Meine Ehre haben Sie mir geraubt. Ich bin der Gegenstand des öffentlichen Gesprächs worden, in allen Kaffeegesellschaften, in allen Wirthshäusern, spricht man von meinen Schulden, und flüstert sich in die Ohren, daß ich nächstens bonis cediren würde. Vor einer Stadt, die eine solche Meynung von mir hat, soll ich nun auftreten, und reden — ach, wie schwer ist dieß!

Und Sie sind doch die einzige Ursache von diesem übeln Rufe, in dem ich itzo stehe. Denn außer Ihnen habe ich mich niemanden entdeckt.

Leben Sie wohl! Wenn Sie Ihren Freunden nicht helfen können, so stoßen Sie sie wenigstens nicht noch tiefer ins Elend!

Rollow.

Dreyzehnter Brief.

Der Kaufmann Colbert an den Diakonus Rollow.

Grünau, den 30sten October.

Mein lieber Herr Diakonus!

Es thut mir leid, daß Sie durch mich in Verlegenheit gekommen sind: Ich bin ein ehrlicher Mann, und suche meinem Nebenmenschen lieber zu helfen, als zu schaden. Die Sache verhält sich aber so. Sehn Sie! den Abend nach Empfang Ihres Schreibens, gehe ich mit meiner Frau zu Bette, und im Einsteigen entfährt mir der Seufzer: ach Gott!

Wie nun halt die Weiber sind: wo sie ein Geheimniß merken, da ruhen sie nicht ehe, bis

sie es heraus haben. Was hat meine Frau zu thun? sie schlingt ihren Arm um mich, streichelt mir die Backen, küßt mich, und da sie mich so recht kirre gemacht hat, fragt sie: du hast doch wohl nicht Kummer, Fritzchen? Sag mir, fehlt dir was?

Ich sagte, du weist ja, wie schlecht unsre gegenwärtigen Umstände sind. Aber, fuhr sie fort, es ist doch nicht sonst etwas? Du bekamst heute einen Brief, seit der Zeit schienst du unruhig zu werden. Sey doch nicht so zurückhaltend! Rede doch, liebes Fritzchen! Und da war denn Fritzchen so treuherzig, und sagte: Der arme Diakonus Rollow hat Schulden, er will von mir borgen, und ich kann ihm nicht helfen. Und nun wurde freylich noch ein halb Stündchen hin und her discurirt, bis daß meine Frau alles heraus hatte.

Sehn Sie, lieber Freund, das ist die wahre Beschaffenheit der Sache, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin!

Den folgenden Tag hatte meine Frau einen Besuch von ihrer Schwester, gegen die mag sie nun wohl geplappert haben. Denn sonst im Uebrigen garantire ich allemal für meine Frau. Die Schwester ist

nun

nun etwa in eine Kaffeegesellschaft gegangen — wie es nun halt da so geht. Das wissen Sie alles besser, lieber Herr Diakonus, als ich es Ihnen sagen kann.

Sehn Sie, das ist alles, was ich gethan habe. Habe ich mich denn nun etwa so sehr vergangen? Mein Gott! wenn man nicht einmal im Ehebette ein Wort im Vertrauen sprechen soll — wo denn sonst?

Aber warum wollen Sie sich so etwas zu Gemüthe ziehn? Es ist nun einmal der Lauf der Welt so, und es geht andern ehrlichen Leuten eben nicht anders. Dieß Frühjahr graßirte der Schnupfen, zu Anfange des Herbstes die Ruhr, und seit etlichen Jahren das Stadtklatschen. Wer kanns ändern? man muß halt mit allem zufrieden seyn, was die Zeit mit sich bringt.

Lassen Sie sich keine graue Haare wachsen; es ist nun einmal nicht anders. So lange unsere Weiber sich nicht zur Häuslichkeit gewöhnen, kann kein ehrlicher Mann mit seiner Frau im Ehebette vertraut sprechen. Denn die Weiber sind gute Geschöpfe, und wir können sie nicht entbehren; aber Verschwiegenheit ist ihre Sache nicht. Das ist nun einmal nicht anders. Wenn sie nun halbe Tage zusammensitzen, da müssen sie doch

etwas zu plappern haben. Von Frisuren und Kopfzeugen können sie doch nicht immer reden, da müssen sie sich halt auf die Anekdotenjagd legen, und jede sucht es der andern an Anekdotenkrämerey zuvorzuthun.

Es ist nun freylich damit eine schlimme Sache. Man kann auf die Art gar nicht herzlich mehr mit seinem Freunde umgehen, es thäte vielmehr nöthig, daß man den ganzen Tag die Larve vorhätte, und sie auch mit ins Ehebette nähme; aber, wie gesagt, es ist nun einmal nicht anders.

Ich bin ein ofner gerader Mann, und kann das zurückhaltende Wesen gar nicht leiden. Wenn mir etwas fehlt, so geh ich zu meinem Freunde und sage: hier schmerzt es, da fehlt es mir. Aber ich habe auch schon genug deswegen aushalten müssen. Trösten Sie sich also mit mir. Ich bin auch genug in der Leute Mäuler gewesen.

Kann ich Ihnen sonst meine Dienerschaft beweisen, so will ich es gerne thun. Aber nur mit Gelde kann ich Ihnen nicht helfen, das habe ich nicht, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin. Uebrigens bin ich noch wie vor

Ihr

ehrlicher Freund,

Colbert.

Vierzehnter Brief.

Der Diakonus Rollow an Colberten.

Grünau, den 31. October.

Ich bin heute so unmuthig, lieber Freund, daß ich unmöglich zu Ihnen kommen kann. Wenn die gegenwärtige Stimmung meiner Seele sich nicht bald ändert, so kann ich gar nicht mehr unter die Menschen gehen, weil ich von jedem besorge, Vorwürfe oder Spöttereyen wegen meiner Schulden hören zu müssen.

Nach dem, was Sie mir geschrieben haben, bin ich nicht mehr böse auf Sie, ob ich es gleich anfänglich gewesen bin. Aber daß ich äußerst unruhig bin, läugne ich nicht, und ihr Weidespruch: es ist nun einmal nicht anders; wirkt sehr wenig auf mich. Das ist mir eben das Unangenehmste, daß es nicht anders ist, und daß man gar nicht weis, wie man es anders machen soll.

Bey der Gesellschaftlichkeit, wie sie itzo ist, erstirbt alle Herzlichkeit, alle Offenheit. Jeder muß seinen Kummer tief in seiner Seele verschließen, und alle Zugänge zu derselben sorgfältig, auch für dem besten Freunde, ja am Ende,

wie sie sagen, für der Frau im Ehebette, verwahren, wenn er nicht wagen will, daß nach acht Tagen die ganze Stadt seine Geheimnisse wisse, und mit einer Menge Zusätzen vermehre. Unser Umgang ist weiter nichts, als Comödie. Niemand spricht nach seinen Empfindungen, jeder sagt die Rolle her, die er auswendig gelernt hat. Was für reichhaltigen Stof zu Unterredungen unter Freunden es gebe, wenn sie mit einander, von dem Zustande ihres Gemüths, von ihren Entwürfen, von ihren häuslichen Angelegenheiten, sprechen wollten. Da traut aber keiner dem andern. Jeder spricht zum andern, mit verlarvtem Gesichte, und verpanzerter Brust. Noch vorige Woche habe ich, bey einem meiner Freunde, einen ganzen Abend gesessen, und habe mit ihm vom Türkenkriege gesprochen. Und unserer beyder Mienen sagten doch, daß wir beyde wichtigere Dinge mit einander zu reden hätten, und daß unser Herz an dem ganzen Gespräche keinen Theil hätte.

Bey so bewandten Umständen unterhielt ich mich nun auch freylich lieber mit Ihnen vom Congreß in Philadelphia, als von meinen geheimen Angelegenheiten. Weil ich aber doch einmal da-

von zu reden angefangen habe, so will ich damit fortfahren. Nur seyn Sie besser auf ihrer Hut, wenn sie in das Ehebette steigen. Können Sie mir nicht 200 Rthlr. bey einem Kapitalisten, gegen Ausstellung eines Wechsels, verschaffen, der in künftiger Ostermesse zahlbar ist? Ich habe bereits, seit dem das Gerücht von meinen Schulden ausgekommen ist, zwey Mahnbriefe bekommen, und so etwas ist mir unerträglich.

Wovon aber, werden Sie sagen, wollen Sie wieder bezahlen?

Ich habe ziemlich dafür gesorgt, mein Lieber. Ich arbeite itzo ein Manuscript durch, das schon seit ein paar Jahren in meinem Pulte gelegen hat, und habe es bereits an einen Buchhändler verhandelt, der mir dafür eine ansehnliche Summe in der Ostermesse auszahlen wird. Und wenn auch diese zur Bezahlung des Wechsels nicht hinreichen sollte, so hoffe ich doch Mittel zu finden, das noch Mangelnde aufzubringen.

Ich erwarte von Ihnen eine baldige Antwort, und bin stets Ihr

treuer Freund,

Rollow.

Funfzehnter Brief.

Colbert an Rollow.

Grünau, den 1sten November.

Mein lieber Herr Diakonus!

Ich habe Ihnen bey dem Juden Baruch Löwe die verlangte Geldsumme ausgemacht. Aber freylich nicht anders, als gegen 8 Procent. Gott sey uns gnädig, wenn wir erst Wechsel ausstellen müssen! Wenn Sie mir den Wechsel, nach beyliegendem Formulare, nach Tische zuschicken, so sollen Sie gegen Abend Ihr Geld haben. Darauf können Sie sich verlassen. Ich bin

Ihr

treuer Freund,

Colbert.

Sechszehnter Brief.

Henriette an Luisen.

Koldingen, den 2ten November.

Beste Freundin!

Auf diese Art könnte doch wohl noch etwas möglich werden, was wir vor etlichen Monaten beyde für unmöglich hielten. Mein Vater ist, seit der Nachricht, daß ihn der Fürst zum Amtmann in Gollnau ernannt habe, gar herzlich vergnügt. Das ist immer sein Wort: Gott sey Lob und Dank! nun habe ich doch mein Auskommen für mein Alter.

Da er gestern auch so recht vergnügt war, faßte ich seine Hand, und sagte: lieber Vater!

Nu? antwortete er, was hast du auf dem Herzen? doch wohl eine Heyrath?

Ich, war meine Antwort, bin ja eben so begierig nicht auf das Heyrathen. Aber der Herr von Carlsberg — wenn er nun wieder fragte — So sag ihm: ja! ja! Ich habe ja von allen Orten her Gutes von ihm gehört, und hätte ihn gleich vom Anfange lieber zu meinen Schwiegersohne gehabt, als den Hofrath Grimmlein.

Wenn

Wenn nur die Amtmannsstelle nicht gewesen wäre.

Von meines Vaters Seite wäre also keine Hinderniß mehr. Und von meiner? da weis ich selbst noch nicht, ob sich etwas finden möchte. Nur besorge ich sehr — ich besorge, er wird böse auf mich seyn. Ich habe ihn gar zu sehr beleidigt; gar zu sehr zurückgestossen habe ich ihn, da er mir die Hand küssen wollte. Das klemmt mir das Herz zusammen, und ich bin so bänglich, daß ich nicht zu bleiben weis. Ich will ja eben nicht, daß er mich lieben soll, aber böse soll er nur nicht auf mich seyn; das ist mir unausstehlich.

Wenn ich ihn nur einmal sprechen, wenn ich es ihm nur abbitten sollte: möchte es doch hernach mit dem übrigen seyn, wie es wollte. Daß ich ihn auf seinem Gute überrumpelte, wäre wohl wider den Wohlstand? Nicht wahr? Ich könnte ja wohl meinen Vater bereden, daß er seinen Schwager besuchte, der nicht weit von Carlsberg wohnt, und hernach sprächen wir im Vorbeygehn bey ihm ein? Was meynen Sie dazu, liebes Mühmchen? Zurückgestoßen habe ich ihn doch.

Wäre es denn sogar unrecht, wenn ich ihm wieder entgegen gienge?

Mit Ihrer Schwester wird es immer schlechter. Sie spricht fast gar nichts, und wirft die Augen gräßlich im Kopfe umher. Bisweilen hat sie auch Verzuckungen. Gestern Abend saß ich in ihrer Stube, da sprang sie aus dem Bette, die Haare flogen ihr um den Kopf herum, sie faßte mich, schüttelte mich, sahe mich starr an, und rief: Christophel! Christophel! Ich wurde bald ohnmächtig, da sie so schrie. Mein Vater hat seit der Zeit eine Frau gemiethet, die sie warten muß.

Fortsetzung.

Das wäre alles, was ich Ihnen zu schreiben hätte.

Ich will Ihnen aber doch noch etwas schreiben. Unter der Zeit geht wieder ein Stündchen hin, und ich komme wieder ein Stündchen der Antwort von — dem guten Carl näher. Denn ich will es Ihnen nur nicht läugnen, ich habe ihm geschrieben; habe ihm auch geschrieben, daß mein Vater Amtmann worden wäre. Nu? habe ich recht gethan? Sie mögen nun dazu sagen was

Sie

Sie wollen, so glaube ich doch, daß Sie es eben so gemacht hätten, wenn Sie an meiner Stelle gewesen wären. Ueberdieß müssen Sie nicht vergessen, daß ich ihn beleidigt habe, und daß es also meine Schuldigkeit war —

Aber da komme ich schon wieder auf das vorige Kapitel. Und wenn ich nicht den Augenblick abbreche, so schreibe ich Ihnen noch den ganzen Bogen von Carln voll. Also — Kurz und gut — Punctum! Nicht ein Wort mehr von Carln!

Von einem Krämer wollte ich Ihnen eigentlich schreiben. Der rief gestern zu meiner Stube hinein: brauchen Sie nicht fein Linnenzeug, zu Schürzen, Vorhängen — etwas extrafeines?

J. Ich brauche nichts, mein Freund!

Kr. Gar nichts, soll ich es Ihnen nicht zeigen?

(Bey diesen Worten war er auch schon in der Stube)

J. Ich brauche itzo gar nichts. Wofür will er sich denn bemühn?

Kr. Das ist ja meine Schuldigkeit. Sehn Sie, ein vortreflich Stück! Ich habe heute erst

an

an die Frau von Konstant davon zwanzig Ellen abgeschnitten.

J. Ja die Waare will ich nicht tadeln. Aber, wie gesagt, vor dießmal kaufe ich nichts.

K. Ich lasse es wohlfeil.

J. Wenn gleich.

K. So kaufen Sie doch! einmal bin ich ja hier; warum soll ich denn weiter gehen?

J. Es werden sich Liebhaber genug dazu finden.

K. Ich wollte es Ihnen aber gern gönnen. Meiner Seele, ich kann Sie damit verwahren!

J. Nun andere Leute wollen auch verwahrt seyn. Ein andermal — ein andermal —

K. Ich wollt es Ihnen aber gern gönnen. Ich kenne kein schöner Frauenzimmer als Sie, und sage es tausendmal zu meinem Kamaraden: das schönste Frauenzimmer, im ganzen Umkreise, ist doch die Mamsell Hellwingin. Wollen Sie nicht kaufen?

J. Ja, Freund! wenn nur die rothen Streifen von ächten türkischem Garne sind.

K. Gott bewahre! Ich würde ja so ein schönes Frauenzimmer nicht betrügen.

J. Es kommt mir wirklich bedenklich vor.

K. Ich stehe nicht gesund vor Ihnen, wenn es nicht von dem besten türkischen Garne ist.

J. Soll ich Wasser aufs Feuer setzen lassen, und die Probe damit machen?

K. Gleich den Augenblick. Ich will Gottes Angesicht nicht schauen, wenn ich ein unwahres Wort rede.

J. Und wie hoch ist der Preis von der Elle?

K. Sehn Sie, ich schlage Ihnen keinen Heller vor. Das nächste, wofür ichs lassen kann, ist zehn Groschen. Aber da verdiene ich meiner Seele keinen Kreuzer daran.

J. Zehn Groschen? ich glaube, er sieht mich für ein Kind an.

K. Ja liebe Mamsell! Sie müssen auch nur die Waare ansehn. Ich will Ihnen auch Zeug bringen, zu fünf und sechs Groschen; es ist aber alles darnach. Sehn Sie einmal, wie Ihnen dieß lassen müßte, zu einem Anzuge im Hause.

J. Darauf kann ich nichts bieten. Und kurz — ich bin itzo von dieser Waare nichts benöthigt.

K. Wie viel bieten Sie mir?

J. Gar nichts.

K. Wie viel bieten Sie mir?

J. Ich sage nun, ein für allemal, ich biete gar nichts.

K. Wie viel bieten Sie mir? Soll ich weiter gehen?

J. Nur bald, denn ich brauche nichts.

K. Nu so leben Sie wohl? Wie viel bieten Sie mir? ich muß Geld haben.

J. Drey Groschen!

K. Ach das ist Ihr Scherz. Nun sehn Sie — für neun Groschen lasse ich es Ihnen, aber Gott soll mich strafen, da setze ich mein eigen Geld zu (und nun maß er es auch sogleich aus) Hier ist es! zwölf Ellen sind es gerade. Das heisse ich wohlfeil gekauft!

J. Er bringt seine Güte übel an, ich will so wohlfeil nicht kaufen. Warum sollte ich denn einen ehrlichen Mann um seinen Gewinst bringen?

K. Ich muß Geld haben; meine Frau ist niedergekommen.

J. So eile er doch, daß er in Häuser kommt, wo mehr Geld ist, als bey uns!

K. Ich mag Ihr Geld nicht alle haben: wollen Sie nicht für 8 Groschen? Ich muß Geld für meine Frau schaffen.

J. Bey mir findet er es nun gerade nicht.

K. So sagen Sie kurz und gut, was Sie geben wollen!

J. Drey Groschen.

K. Wissen Sie was, legen Sie noch zwey Groschen zu! So wohlfeil habe ich in meinem Leben nicht verkauft. Du lieber Gott! Wenn man seine Waaren so verschlaudern muß!

J. Nichts lege ich zu. Er soll seine Waare nicht verschlaudern! Ist denn niemand in der Welt, der sie kaufen könnte, als ich?

K. Wollen Sie auch nicht einen Groschen zulegen?

J. Nicht einen.

K. So zahlen Sie auf! — anderthalb Thaler. Nein, das ist zu wenig — Nein, das können Sie nicht verantworten! Bedenken Sie nur einen armen Mann, die Frau zu Hause — ein klein Kind — und keinen Heller Geld. Machen Sie nur noch sechs Groschen!

Ich warf sie ihm hin; probirte meine Waare, und siehe da — die Farbe gieng so stark aus, daß das Zeug sich gar nicht mehr ähnlich sahe. Ich klagte es einer Weberin, die eben in das Haus kam, die versicherte, daß das grundfalsch sey, daß dieses Mannes Frau niedergekommen sey; denn er wäre unverheyrathet.

Es muß doch närrisch in der Welt hergehen, wenn der Mensch zu solchen niederträchtigen Mitteln seine Zuflucht nehmen muß, um sich sein Brod zu erwerben. Wenn man auf die Versicherungen und Eidschwüre der Menschen sich so wenig verlassen kann, so wäre es wohl einem Mädchen nicht zu verdenken, wenn sie sich wünschte unter den Schutz eines rechtschafnen Mannes zu kommen.

Doch da kommt schon wieder etwas vom rechtschafnen Manne — kein Wort mehr!

Ich bin

Henriette.

Siebenzehnter Brief.

Der Oberste von Brav an Carln.

Holdersleben, den 2ten November.

Lieber Carl!

Ich bin bey allen deinen Unternehmungen und Schicksalen zwar mehrentheils nur Zuschauer gewesen, aber doch ein theilnehmender Zuschauer, und durch einige Briefe, die ich, bald an deine Mutter, bald an den Amtsschreiber, geschrieben habe, habe ich doch auch etwas gethan, davon du vielleicht die Wirkung verspüren wirst.

Ich könnte dir ja wohl zeigen, daß du da und dort etwas fürsichtiger hättest handeln können. Da ich es aber nicht gern gehabt habe, wenn ich mich in der Welt habe herumtummeln, und mit Versuchungen und Schwierigkeiten kämpfen müssen, und ein anderer mich, von seinem Großvaterstuhl aus, beobachtet, beurtheilt, und über meine Handlungen Randglossen gemacht hat — so glaube ich, daß dir mit meinem Moralisiren auch nicht viel werde gedient seyn. Denn im Großvaterstühle kommen uns die Sachen allemal anders

anders vor, als wenn man in dem Tummel der Welt ist.

Wenn du, so viel du kannst, immer nach Vernunft handelst, und, wenn du gehandelt hast, über deine Handlungen nachdenkst, so wirst du wohl von selbst auf manche Unregelmäßigkeit stoßen, und sie zu verbessern suchen. Fahre fort, alle unschuldige Mittel zu brauchen, dir die Gunst und den Besitz deines Mädchens zu verschaffen, so wird sie dir werden. Nur erniedrige dich nie so sehr, daß du zu unerlaubten, niederträchtigen, Mitteln schreitest. Denn auch die beste Absicht kann uns durchaus in keinem Falle berechtigen, schlecht zu handeln. Wenn wir in Lagen kommen, wo wir uns durch nichts, als unerlaubte Mittel, helfen können, so kommt mirs vor, als wenn die Vorsehung einen Schlagbaum vorgezogen hätte, und uns zuriefe: bis hieher sollst du kommen, und nicht weiter! Und wer wirklich rechtschaffen und edel ist, der resignirt alsdenn auf seine Wünsche so lange, bis er einen andern Ausweg entdeckt, den er mit gutem Gewissen betreten kann.

Bisweilen habe ich sehr trübe Stunden, wenn ich in meinen Fingern uud Füßen Schmerz fühle,

denke an meinen armen Sohn — ach, dann möchte ich versinken vor Schwermuth und Gram. Doch versinke ich nicht. Die Ueberzeugung, daß dieß mühselige Leben ein etwas beschwerlicher Weg zu einem erwünschten Ziele sey, ist mein Stab, auf den ich mich lehne, wenn ich nicht weiter kann.

Außerdem habe ich noch dreyerley, an dem ich mich freue: den Umgang mit meiner lieben Frau die an alle meinem Kummer Theil nimmt, und ihren eignen Gram verbirgt, um nur den meinigen mindern zu können; den Anblick der Natur, und des Guten, das ich doch da und dort gestiftet habe.

Der Anblick der Natur, ist dir eine gar herrliche Sache! man findet da so viele Bilder von Vergänglichkeit, vom Fortschreiten zur Vollkommenheit, so viele Erinnerungen an den Vater, der seine milde Hand aufthut, und alles was lebt, mit Wohlgefallen sättigt, daß man, auch in den trübsten Stunden, sich wieder aufheitern kann.

Und noch ein herrlicherer Anblick ist der Anblick des Guten, das man selbst gestiftet hat. Den hab ich, Gott sey Lob und Dank! und der wird

mir auch noch einmal mein Sterben leicht machen. Es würde prahlerisch seyn, wenn ich dir alle die Pflänzchen beschreiben wollte, die ich da und dort gepflanzt, mit Mühe gewartet habe, und die nun zum Theil zu fruchtbaren Bäumen geworden sind. Aber von dem Einärmigen, dessen Name Nickelsen ist, und von der Rübnerin, muß ich dir doch noch etwas schreiben.

An Beyden habe ich meine Freude. Und wenn es mir bisweilen vorkömmt, als wenn ich zu nichts in der Welt mehr nütze wäre, und ich sehe diese Leute an, so ermanne ich mich wieder, und fühle mich groß, fühle mich als den Versorger von zwey Menschen.

Die Rübnerin ist ein fleißiges und folgsames Mädchen. Sie versteht das Baumwollespinnen, und ist damit nicht nur meiner Frau nützlich, sondern erwirbt sich auch ihren Unterhalt reichlich. Gegen Winke, die ich ihr bisweilen gebe, hat sie viel Empfänglichkeit. Wenn ich, z. E. merke, daß ihre Augen zu lebhaft, bey dem Anblick schöner Mannspersonen, werden, und ich frage nur: Ist noch keine Nachricht von deinem Bräutigam eingelaufen? so nimt sie sich gleich wieder zusam-

men, und bemüht sich, ihr Herz in Ordnung zu bringen. Das Mädchen war verlohren, wenn Du dich ihrer nicht annahmst — Fühle es!

Ihr Kind macht mir auch manche vergnügte Stunde. Oft nehme ich es auf meinen Schoos, spiele und scherze mit ihm, vergesse meinen Schmerz, und schätze mich glücklich, daß ich noch im Stande bin, andern Freude zu machen.

Auch Nickelsen befindet sich bey mir wohl, und ist mir nützlich. Er ist ein sehr strenger und pünktlicher Aufseher, und unter seiner Aufsicht wird mein Gut weit ordentlicher als sonst bebauet. Oft muß ich gar herzlich lachen, wenn ich ihn des Morgens, an der Spitze von 50 bis 60 Arbeitern, mit eben so gravitätischen Schritten ausmarschiren sehe, als wenn er ein Regiment anführte. Wenn ich bettlägerig bin, so liest er mir vor, und wenn wir auf Stellen kommen, über die wir verschiedner Meinung sind, so fangen wir auch wohl an zu disputiren — Da geht es bisweilen sehr scharf, denn er ist hartnäckig, und, wenn er in Hitze geräth, wirklich bisweilen etwas unbescheiden.

Sein Steckenpferd ist die Meinung, daß eine allgemeine Rebellion entstehen, alle Fürsten

fort-

fortgejagt und durchgängig eine republikanische Regierung eingeführt werden müßte, wenn es besser auf der Welt werden sollte. Dieß Steckenpferd reutet er mir fast täglich vor, und mit einer solchen Hitze, daß ihm die Augen funkeln.

Vor vierzehn Tagen habe ich aber diesem Steckenpferde einen Hieb beygebracht, der es fast ganz zu Boden gestreckt hat.

Er las mir eben die Hamburger Zeitung vor, in welcher gemeldet wurde: daß ein gewisser Reichsfürst verstorben sey, und sein zwanzigjähriger Prinz den Thron bestiegen habe. Er zitterte, indem er dies las, knirschte mit den Zähnen, warf die Zeitung auf den Tisch, und sagte: da haben wirs!

J. Nu? was haben wir denn?

N. Wieder einen Fürsten ohne Bart.

J. Und darüber ärgern Sie sich?

N. Und das von Rechtswegen. Gott erbarme dich! Die Wohlfahrt von neunzig bis hunderttausend Menschen in den Händen eines unbärtigen Mannes! Glauben Sie wohl, daß ein so junger Mensch sich selbst beherrschen kann?

J. Das wohl nicht.

N. Wie

N. Wie will er denn andere beherrschen? Wird er nicht allen seinen Leidenschaften den Zügel lassen? Werden sich nicht schlechte, niederträchtige, Leute genug finden, die sich zu ihn drängen und seine Leidenschaften zu befriedigen suchen? Werden diese Nichtswürdigen nicht hernach den schädlichsten Einfluß auf die ganze Regierung des Landes haben? Was kann da Gutes herauskommen! Ich wollte nur sehen, wenn es Sitte wäre, daß die Direction einer Capelle vom Vater auf den Sohn erbte, daß des Capellmeisters Sohn allemal wieder Capellmeister würde, wenn er auch hierzu weder Talent noch Neigung hätte: Wollte nur sehen, was aus der Capelle werden würde! Und ich denke, neunzig bis hunderttausend Menschen zu regieren, will doch wohl mehr sagen, als einer Capelle vorstehen. Was sagen Sie dazu? Habe ich denn etwa Unrecht?

J. Reden Sie nur weiter.

N. Es sollte wohl ein alter Graubart, der viele Jahre beobachtet und Erfahrungen gesammlet hätte, seine Noth haben, wenn er eine Menge Menschen in Ordnung erhalten, und ihr öffentliches und Privatglück befördern wollte. Ich

wenig=

wenigstens stelle mir dieß als gar schrecklich schwer vor. Habe ich denn nicht Recht?

J. Ja, lieber Mann, von der einen Seite haben Sie wohl Recht. Die erbliche Folge in der Regierung hat ihre großen Unbequemlichkeiten.

N. Und also habe ich ja, was ich haben will. Die Erbfolge taugt nichts, schlechterdings nichts! Der menschliche Verstand empört sich dagegen.

J. Unterdessen haben wir doch heute eine gute Mahlzeit gehalten, können uns ruhig zu Bette legen, können die Früchte einerndten, die wir gebauet haben, ohne besorgen zu dürfen, daß Räuber oder unruhige Nachbarn uns überfallen, und unsere Felder verwüsten werden. Und das alles in einem Lande, wo die Regierung erblich ist. Was sagen Sie denn dazu?

N. Und wenn in eben der Stunde, da wir hier so ruhig sitzen, nicht sechstausend Menschen in diesem einzigen Fürstenthume sind, die alle ihr Schicksal verfluchen, so will ich nicht ehrlich seyn! Was sagen Sie denn dazu? Ist denn das auch recht, wenn man so phlegmatisch bey seiner Schüssel voll Suppe sitzt, und gar nicht an die denkt, die von Kummer und Mangel gedrückt werden?

J. Wozu

J. Wozu dient denn nun aber das ganze Raisonnement? Zeigen Sie mir doch ein Mittel, diesen Klagen abzuhelfen! So lange dieß nicht da ist, so ist es doch wohl vernünftiger, wenn man seinen Löffel voll Suppe in Ruhe, als in Zorn und Aergerniß, genießt!

N. Das Mittel ist ja da — Tausendmal habe ich es ja schon gesagt. Laßt uns unsere Kräfte brauchen, und die Fürsten zum Henker jagen!

J. Und wie viel Menschen meynen Sie wohl, daß ein solches Unternehmen kosten würde?

N. Viel oder wenig; das gilt mir gleich! Lassen Sie auch eine Million aufgeopfert werden. Ist das auch der Mühe werth? Ziehen Sie einmal die Rechnung von denen, die der Krieg aufreibt, auf hundert Jahre zusammen, und sehen, wie viele Millionen da herauskommen werden. So viele Millionen sind schon ein Opfer des Despotismus geworden: sollte man nicht auch einmal eine Million der Freyheit aufopfern? Hier, diesen meinen Arm — wofür habe ich ihn hingegeben? Für eines Menschen Caprice! Hätte ich ihn für deutsche Freyheit abschießen lassen, so sollte dieser

Stumpf

Stumpf mein Stolz seyn, mit dem ich, voll Selbstgefühl, in jede Gesellschaft treten wollte. So aber schäme ich mich desselben.

J. Und wenn nun die Million aufgeopfert wäre, und alle Fürsten wären fortgejagt, was würde denn folgen?

N. Dann würden wir erst Menschenglück genießen, wenn die Sclavenfesseln weg wären, die wir itzo tragen.

J. Ich besorge nur immer, wir möchten alsdann einen ewigen Krieg haben.

N. Was wollen Sie damit sagen?

J. Wir würden wieder in die Zeiten zurückfallen, wo das Faustrecht galt. Jeder, der sich von den andern für beleidigt hielt, würde ihn anfallen und mishandeln, dieser würde sich wehren, beyden würden ihre Freunde zu Hülfe eilen: auf diese Art hätten wir täglich Krieg, anstatt daß wir ihn itzo etwa alle zehn Jahre haben.

N. Mein Gott! was Sie doch da reden! Ewige Kriege, Zeiten des Faustrechts? Glauben Sie denn nicht, daß nicht gleich andere Obrigkeit da seyn würde, sobald die Fürsten weg wären?

J. Aha! Sie wollen also Obrigkeit haben: sie soll nur nicht Fürst heißen?

N. Mein Herr Oberster! das bitte ich mir aus, Spöttereyen müssen wegfallen, wenn wir beysammen bleiben sollen.

J. Sie müssen Scherz von Spötterey unterscheiden. Das ist doch aber ganz gewiß, daß die neue Obrigkeit eben so handeln würde, wie itzo die Fürsten handeln.

N. Quod nego. Denn erstlich müßte dafür gesorgt werden, daß nicht, wie zeither, ein Kopf, sondern viele den Staat regierten.

J. Da hätten wir statt einen Fürsten viele Fürsten.

N. Kann seyn: Nur lauter Fürsten, die es verdienten zu seyn. Die weisesten, die Gerechtesten müßten das Ruder in ihre Hand bekommen — Männer, deren Herz jede Niedrigkeit verabscheuete — die durch vieljährige Verwaltung der wichtigsten Aemter sich Klugheit und Erfahrungen erworben — deren Silberhaar —

J. Nu, lieber Nickelsen, ich weis alles, was noch kommen wird. Ehe Sie aber in Ihrer Declamation weiter fortfahren, so sagen Sie mir

nur,

nur, wer bestimmen sollte, welche die Weisesten und Gerechtesten im Staate wären.

N. Das Volk — wer sonst, als das Volk? Jeder Bauer, der seine Kräfte für den Staat verbraucht, muß auch das Recht haben, seine Stimme zur Wahl der Obrigkeit zu geben.

J. Mein lieber Nickelsen! es giebt gar viele Sätze die wahr sind, so lange man darüber speculirt, mit denen man aber nicht auskommt, wenn man sie in Ausübung bringen will.

N. Was meynen Sie damit?

J. Ich dächte, ich hätte mich deutlich genug erklärt. Aber ich will ihnen doch noch ein Exempel geben. Haben Sie nicht Gemeinen gekannt, wo die Pfarrer durch die Mehrheit der Stimmen erwählt werden?

N. O viele: und was wollen Sie damit sagen?

J. Da wird wohl immer der Weiseste und Gerechteste seyn erwählet worden?

N. Nu, nu — das wohl nicht — es ist wahr, Sie haben recht: die Wahl fällt oft gerade auf den Schlechtesten.

J. Und so würde es auch mit der Wahl der Obrigkeit gehen. So wie itzo gute und schlechte

Fürsten untermischt sind, so würden dann auch gute und schlechte Rathsherren, Landpfleger, oder wie Sie sie nennen wollen, untermischt seyn.

N. Die könnte man doch wieder absetzen, wenn sie ihren Pflichten nicht nachkämen.

J. Und wenn sie sollten abgesetzt werden, so würden sie sich doch wohl wehren?

N. Ja das dürfte nicht seyn. Jede obrigkeitliche Person müßte schlechterdings dem Urtheile sich unterwerfen, ohne alle Widerrede unterwerfen, das die Nation über sie fällete.

J. Es sollte gar vieles in der Welt seyn, mein lieber Nickelsen, und ist deswegen doch nicht. Und glauben Sie denn wohl, daß eine Person, die nicht länger regiert, als es das Volk erlaubt, bey dem Volke das Ansehen haben werde, das ein Fürst hat? Werden wohl ihre Gesetze, ihre Verordnungen den Nachdruck haben, den sie alsdann bekommen, wenn des Fürsten Name drunter geschrieben wird?

N. Das müßte nicht gut seyn, wenn Weisheit, Gerechtigkeit, Unsträflichkeit der Sitten nicht eben so viel Ansehen, als die Geburt, geben könnte.

J. Ken-

J. Kennen Sie denn solche Personen, die diese Eigenschaften besitzen?

N. O, Gott Lob! genug. Nein, an solchen Leuten wird es nie fehlen.

J. Und glauben Sie, daß die nachdrücklichste Vorstellung von ihnen, bey der Nation so viel ausrichten werde, als wenn ein Fürst sagt: so solls seyn?

N. Ich glaube allerdings. Itzo freylich, da noch das Vorurtheil —

J. Nun, lieber Nickelsen, ich bekomme wieder Schmerzen in meinen Fuß, ich muß nun zur Ruhe mich begeben. Ich will Ihnen meine kurze Meynung sagen. Entweder die menschliche Natur ist der Vollkommenheit fähig, die wir uns immer träumen, daß die Vorurtheile aufhören, daß der Verstand immer gesund urtheilt, jede Sache nicht höher und geringer schätzt, als sie werth ist, daß die Leidenschaften stets dem Verstande unterworfen sind, oder sie ist dieser Vollkommenheit nicht fähig. Ist das letztere, so laßt uns ja Gott bitten, daß er unsere Fürsten erhalten wolle. Gesetzt, daß auch mancher sein Ansehen misbrauchte, und damit Unheil anrichtete,

so hält doch auch sein Ansehen wieder den großen Haufen im Zaume, der durch vernünftige Vorstellungen nicht kann gelenkt werden. Es ist besser, den Ungerechtigkeiten eines Einzigen ausgesetzt zu seyn, denen man doch gewiß noch immer ausweichen kann, als der Wuth von Tausenden Preis gegeben werden. Sollte aber wirklich einmal die menschliche Natur diese hohe Vollkommenheit erreichen, so brauchen wir gar keine Rebellion, so giebt es sich alles von selbst. Wenn der Schmetterling zeitig ist, so streift er seine Hülse ab, ohne daß man nöthig hat, gewaltsame Mittel zu brauchen.

Daß Sie aber ja nicht das Federmesser nehmen und ihn ausschälen, ehe er seine Zeitigung erreicht hat, sonst wird er gewiß ein Krüppel, und crepirt nach einigen Minuten. Gute Nacht, lieber Nickelsen! schlafen Sie ruhig, und preisen Gott, der uns diese Ruhe gegeben hat!

Fortsetzung.

Den folgenden Tag kam Nickelsen sehr vergnügt zu Tische, und ich schloß aus seinem Lächeln, er habe wieder einen neuen Beweis für seinen Satz gefunden, mit dem er mich unterhalten

wollte. Weil ich aber hiervon bey Tische am wenigsten gern spreche, weil der gute Mann darüber zu sehr im Affect geräth, ich auch oft ärgerlich werde, und doch glaube, es sey für die menschliche Gesundheit zuträglicher, wenn man seine Mahlzeit mit ruhigem Gemüthe genießt, so suchte ich ihm auszuweichen, und brachte in Vorschlag, ob es nicht möglich sey, daß wir aus einem Theil der Cartoffeln, mit denen wir dieß Jahr sehr reichlich gesegnet sind, Stärke machen könnten? Das erregte die Gesprächigkeit meiner Frau, die noch verschiedne andre Vorschläge that, wie wir die Producte unsers Guts besser benutzen könnten, und dadurch wurde Nickelsen einige Zeit abgehalten, mit seinem Steckenpferde zu paradiren.

Bey der ersten Pause aber kam er damit einher getrabt. Heute Morgen, sagte er, habe ich doch eine Nachricht gelesen, die mir Freude macht.

J. Und welche?

N. Die Fürsten fangen nach der Hand selbst an einzusehen, daß es besser sey, wenn die Menschen frey, als wenn sie Sclaven sind. Die Bürgerschaft in Marnewitz hat zeither bey dem Für

sten Evilmerodach so viele Beschwerden über seine Verordnungen geführt, daß er sich endlich entschlossen hat, ihr, gegen Erlegung einer jährlichen Abgabe, vollkommene Freyheit, sich selbst zu regieren, zu gestatten. Hören Sie nur das vortrefliche Rescript, das er an sie entlassen hat:

Lieben Getreuen!

Da ich zeither sehr misfällig vernommen habe, daß ihr mit meiner Regierung sehr unzufrieden seyd, und in allen Verordnungen, die ich zum Besten meines Landes mache, etwas zu tadeln findet, ich aber wünsche, daß Jedermann, unter der von Gott mir anvertrauten Regierung, glücklich und zufrieden leben soll: so ist mein ernstlicher Wille, daß ihr von nun an den Landesgesetzen, und den Verordnungen und Einrichtungen, die ich zeither für mein Land gemacht habe, und künftig machen werde, nicht mehr unterworfen seyn, sondern vollkommne Freyheit haben sollt, die Regierung eurer Stadt selbst so einzurichten, wie ihr glaubt, daß sie für euch die ersprießlichste, und für eure und eurer Kinder Wohlfahrt die nützlichste sey.

Da ich aber dem ohngeachtet gesonnen bin, euch auch fürohin in meinem landesväterlichen

Schutze

Schutze zu behalten, und euch, bey eintretenden Kriegen und andern Unruhen, mit meiner Macht Sicherheit zu verschaffen, und es daher billig ist, daß ihr auch etwas zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit beytragt: so verlange ich, daß ihr mir jährlich eine Abgabe von 20000 Rthlr. entrichtet; überlasse es aber euch selbst, wie, und auf was Art, ihr dieses Geld aufbringen wollet. Gegeben in meiner Residenz Kolchis, den 15ten October a. c.

Evilmerodach,
Fürst.

Nickelsen funkelten die Augen, da er dieß las, und da er es gelesen hatte, warf er das Blatt auf den Tisch, und sagte: das nenne ich doch ein Rescript, das einem Fürsten Ehre macht. Das verdient eine Ehrensäule. Und denken Sie an mich, Herr Oberster, es macht Epoche. Epoche macht es, so wahr ich vor Ihnen sitze. Und ich wette, so viel Sie wollen, binnen hier und 50 Jahren muß Marnewitz eine Stadt seyn, die ihres gleichen in Deutschland nicht hat. Wer Zufriedenheit, wer den Genuß wahrer Menschenglückseligkeit sucht, der wird sich künftig um das Bürgerrecht in Marnewitz bewerben.

J. Wissen Sie denn aber, daß jeder Bürger in Marnewitz sich selbst beherrschen kann?

N. Das kann ich nun nicht sagen, ich habe daselbst keine große Bekanntschaft.

J. Herr Nickelsen! Herr Nickelsen! so lange Sie mir nicht beweisen können, daß die Bürger in Marnewitz ganz vorzüglich in der Selbstbeherrschung geübt sind, so lange verspreche ich mir von dieser Veränderung gar nichts, schlechterdings gar nichts. Denn wer sich selbst nicht beherrschen kann, ist auch ungeschickt andere so zu beherrschen, daß sie unter seiner Herrschaft glücklich sind; er ist auch nicht geneigt, sich von andern beherrschen zu lassen, wenn diese nicht immer die Peitsche in der Hand haben. Und ich besorge —

N. Was besorgen Sie denn wieder?

J. Ich besorge, das ganze Rescript ist weiter nichts als eine Falle für die Marnewitzer Bürgerschaft.

N. Wie so?

J. So wie ein Vater bisweilen dem Kinde das Messer giebt, wenn es ängstlich darnach reicht, und glaubt, als wenn ihm unrecht geschähe, wenn er es zurückhält, damit es sich

schnei-

schneiden, und durch sein eignes Gefühl überzeugt werden soll, daß ihm das Messer nichts nütze sey.

N. Aber sind denn die Bürger in Marnewitz Kinder?

J. Wollen sehen, lieber Nickelsen, wollen sehen. Binnen hier und einem Jahre —

N. Ich kann Ihnen nicht bergen, lieber Herr Oberster, den Ablauf des Jahres kann ich nicht abwarten. Ich möchte itzo dort seyn, ich möchte sehen, wie ein Staat, der, wie ich gewiß weiß, der vollkommenste werden wird, sich aus seinem Keime entwickelt. Und wenn Sie mir erlaubten —

J. So wollten Sie wohl eine Reise dahin thun?

N. Ja, wenn Sie es erlaubten, morgen schon.

Ich erlaubte es ihm nicht nur gern, sondern kam sogar auf den Einfall, ihm Gesellschaft zu leisten. Den folgenden Tag ließ ich meinen Wagen anspannen, und fuhr mit ihm fort.

Auf dem Wege versuchte er einigemal, das Gespräch auf seine Lieblingsmaterie zu lenken, wurde aber von mir allemal mit den Worten zu-

rückgewiesen: wir sind nun bald nach Marnewitz, da wird sich alles aufklären.

Wir übernachteten in einem Städtchen, drey Meilen von Marnewitz. Als wir da unsere Abendmahlzeit einnahmen, fragte der Wirth: Wo denken Sie denn hinaus?

Nach Marnewitz, war meine Antwort.

W. Was wollen Sie denn da thun? da werden Sie auch schlechte Freude haben. Da ist ein schreckliches Unglück!

J. Wie so? Was giebt es da?

W. Rebellion — nichts als Rebellion! Vorige Woche hat sich die Bürgerschaft Rathsherren erwählt: nun sind andre da, die hätten auch gern Rathsherren werden mögen, die wiegeln alles gegen den Rath auf.

J. Sind denn aber die Marnewitzer so einfältig, daß sie sich aufwiegeln lassen?

W. Wie es halt so geht! wenn man einem in die Haare will, so kann man immer einen Vorwand dazu finden. Der Rath hat Auflagen auf die Bürgerschaft gemacht, weil er, wie Sie wohl werden gehört haben, 20,000 Rthlr. jährlich an den Fürsten entrichten muß: da glaubt nun jeder, es wäre ihm zu viel aufgelegt worden. Erst haben

ben sie die Rathsherren überlaufen und gelamentirt, daß sie ihnen die Auflage wieder abnehmen sollten: da das nichts half, und die Feinde des neuen Raths das Volk noch mehr aufhetzten, da kam es zu einem Aufstande, und es sollte mich sehr wundern, wenn es nicht zum Blutvergießen käme.

Ich sahe Nickelsen bedenklich an. Er schlug seine Augen nieder. Endlich fuhr er auf und sagte: ha! es kann lange rebellirt werden, ehe so viel Menschenblut fließt, als eine einzige Schlacht kostet.

Dieß war die Losung zu einer neuen Disputation, die aber durch die Ankunft von zwey Fremden verhindert wurde. Sie traten in die Stube, und, ohne uns zu bemerken, ohne uns einen guten Abend oder eine gesegnete Mahlzeit zu wünschen, stürzten sie einander in die Arme, und weinten, giengen wieder auseinander, und liefen wieder zusammen, und das so etliche mal, ohne daß wir von ihnen etwas hören konnten, als Schluchzen und, mein Hartwich! mein Huldrich!

Wir sahen diesem Auftritte eine zeitlang zu, endlich, da er sich gar nicht endigen wollte, sondern immer von vorne wieder anfieng, fragte ich: meine

meine Herren! ist Ihnen etwas Widriges begegnet? ist Ihnen etwa der Vater, die Mutter, oder einem von beyden die Braut gestorben?

Ach! nichts von alle dem: mein Hartwich, mein Huldrich — dieß war die ganze Antwort, die ich erhalten konnte. —

Da ich nun sahe, daß ich gar nicht bemerkt, und als eine ganz überflüßige Person betrachtet wurde, auch besorgen mußte, daß der Hammelbraten, der auf dem Tische stund, kalt werden möchte, so zerlegte ich ihn, und aß, und ermunterte Nickelsen ein gleiches zu thun.

Die Umarmungen der Fremden dauerten noch einige Zeit, dann setzten sie sich, und sprachen zu einander mit schmachtenden Blicken.

Nickelsen brachte unterdessen mein Flaschenfutter bey, und füllte die Gläser. Das erste leerte ich auf die Gesundheit der Fremden aus, und bat sie, an der Mahlzeit Theil zu nehmen, weil sie doch, als Fußgänger, nicht mit Weine würden versehen seyn!

Wir sind gesättigt, mein Herr! antwortete Hartwich, vollkommen gesättigt. Hohen Genuß haben wir gehabt — der Freundschaft, der Liebe: Nektar haben wir in uns gesogen.

J. Nun,

J. Nun, ich bin auch Freund und liebe auch, habe also der Freundschaft und Liebe Nektar auch in mich gesogen: es ist aber von diesem Nektar niemals etwas in den Magen gekommen. Nur das Herz wurde damit angefüllt.

H. O mein Herr! sagen Sie nicht von Freundschaft und Liebe. Nur ein Huldrich ist in der Welt, so wahr Gott lebt, nur einer, und wenn Sie Huldrichs Freundschaft nicht geschmeckt haben, so sagen Sie nicht, daß Sie den hohen Genuß der Freundschaft gehabt haben, der unsre Seelen sättigt.

J. So!

H. So eine reine, so eine edle, so eine Engels-Seele, ist nur einmal auf der Welt. Gott zerschlug den Form, in dem er sie gebildet hatte.

J. Das ist doch wirklich Schade drum. Diese Engels-Seele hat auch wohl schon Engelsthaten gethan? darf ich sie nicht wissen?

H. Alles was er thut, ist wie wenn es ein Engel thäte. Wenn er den Mund öfnet, so spricht der Engel, wenn er blickt; so blickt der Engel aus ihm, wenn er handelt, so ist, wie wenn ein Engel handelte. Oh!

J. Wenn

J. Wenn dieser Herr ein Engel ist, so sind Sie es ohne Zweifel auch. Denn der hohe Genuß der Liebe und Freundschaft, den Sie haben, kann nur zwischen zwey Engeln statt finden. Ich darf Sie also wohl nicht zu meinem Hammelbraten und zu meinem Weine nöthigen, weil so etwas für Engel zu körperlich wäre. Wir sind weiter nichts als ehrliche Leute, thun halt alle Tage, was ein ehrlicher Kerl thun muß, und am Abend freuen wir uns unsers Tagewerks bey unserer Mahlzeit, und sagen: Wir sind unnütze Knechte; wir haben gethan, was wir zu thun schuldig waren.

Mit dieser Sprache wollte ich die Unterredung abbrechen, und mich mit Nickelsen unterhalten. Dieser hatte aber das Beleidigende, das in dem Betragen dieser Fremden war, weit stärker, als ich, gefühlt.

Er sprang von der Tafel auf, stellte sich vor die Fremden hin, und sagte: Ich glaube es, meine Herren, daß Sie Engel sind, ihre Blicke, ihre Umarmungen, ihr hoher Geistes-Genuß beweisen es. Aber hier, (indem er auf mich zeigte) hier ist mehr als Engel! Glauben Sie ja nicht,

als wenn er weiter nichts wäre, als ein ehrlicher Mann. Das ist ein blosser Schleier, den er vorhängt, um die hohen Strahlen zu mäßigen, die von seinem himmlischen seraphischen Antlitz ausfließen. Er ist ein Erzengel, meine Herren; ein Seraph ist er. Sehn Sie seinen Blick! ist er nicht wie Feuerflammen? Hören Sie seine Rede, ist sie nicht wie das Rauschen eines gewaltigen Donners? Aus diesem Tone sprach er wohl eine Viertelstunde lang, so, daß ich an das Fenster treten mußte, um das Lachen zu verbergen, und die Fremden zu einem gewissen Stillschweigen gebracht wurden.

Hierauf plauderte ich mit Nickelsen, bey einem Glase Weine, noch allerley, die Fremden aber setzten sich in einen Winkel, drückten einander die Hände und flüsterten einander in die Ohren.

Zehn Uhr giengen wir zu Bette, oder vielmehr zur Streue, weil, nach der Versicherung des Wirths, alle Zimmer und Betten besetzt waren. Ich kam zwischen Nickelsen und Hartwich zu liegen.

Mein Kutscher kam bald früh und forderte Geld, weil er das eine Pferd müsse beschlagen lassen,

sen, welches auf der Reise sein Hufeisen verlohren hätte. Ich grief nach meiner Börse, um es ihm zu geben, die war aber fort. Ohne etwas Böses zu muthmassen, nahm ich das Licht, durchsuchte die Streue, wo ich sie glaubte verlohren zu haben; aber alle mein Suchen war umsonst. Nun fieng ich an zu murren. Das ist doch sonderbar, sagte ich, daß meine Börse nicht da ist. Bei dem Schlafengehen hatte ich sie doch noch, und in die Stube ist ja niemand weiter gekommen.

Nickelsen murrte auch, aber etwas stärker. Die Börse, sagte er, muß bey, sie mag stecken wo sie will. Es darf kein Mensch aus der Stube gehen, ohne sich visitiren zu lassen. Hier, Herr Oberster, sind meine Taschen, durchsuchen Sie sie, wie Sie wollen. Ich ziehe, wenn es nöthig ist, auch die Beinkleider aus. Aber was ist denn das? ich sehe ja den Engel nicht — Wie hieß er? Wie hieß er? Wo ist er?

Sie fragen nach meinen Freund Huldrich, sagte Hartwich!

Ja, ja, sagte Nickelsen, nach der Engelsseele frage ich. Wo ist sie? Wo ist sie?

Sie ist fort, sagte Hartwich, entwichen ist sie, entgangen allen Nachforschungen.

N. Das ist ja dumm und einfältig, fortzuschleichen, ohne Jemanden etwas zu sagen, ohne Abschied zu nehmen. Und, Herr! was brauchen wir da lange Complimente zu machen? Die Börse muß bey, die der Oberste vermißt, oder wir geben sie ihrer Engelsseele auf den Kopf Schuld, und Sie, wenn Sie die Börse nicht auf der Stelle schaffen, Sie lassen wir auf der Stelle in Arrest führen. Herr! was wirds? reden Sie!

Mir lief die Galle auch über, ich faßte Hartwichen bey der Brust, und sagte, ohne alle Umstände: die Börse beygeschaft, oder ich nehme hier meinen Stock, und prügle Sie so lange, bis Sie die Börse von sich geben.

H. Das wird mir so wohl thun, als ein Balsam auf mein Haupt. Jede Strieme, jede Beule, die Sie mir schlagen, wird ein Monument der Freundschaft seyn, das ich stets mit süßem Wonnegefühl betrachten werde.

J. Kein Wort verstehe ich, weis gar nicht, was das Gewäsch heißen soll. Die Börse will ich! Nickelsen meinen Stock her!

 H. Darf

H. Darf ich reden? Darf ich meines Herzens Drang Luft machen? Darf ich die Wahrheit lassen hervorgehen, nacket, ohne Schleier?

J. Heraus damit! (ich ließ seine Brust fahren, und er stürzte vor mir auf die Knie.)

H. Mein Herr! ich habe heute die edelste That meines Lebens gethan. Meinen Freund, meinen Pylades, habe ich gerettet.

J. Doch nicht mit meiner Börse?

H. Vernehmen Sie, mein Herr, dann urtheilen Sie!

J. Nur etwas geschwind — nur den Bombast weggelassen, und die Wahrheit, ohne Schleier, vorgeführt!

H. Meine That ist so beschaffen, daß sie von kalten, harten, Seelen, als ein Verbrechen wird verschrien werden. Aber mein Herz, das der Freundschaft hoher Drang hebt, solch ein Herz — und so ein Herz haben Sie gewiß, mein Herr!

J. Ich will wissen, wo meine Börse ist, und weiter gar nichts. Reden Sie, Herr! oder bey meiner Ehre, es setzt Prügel!

H. So vernehmen Sie also! mein Freund, Huldrich, die Engelsseele, deren Unschuld ist glän-

zend, wie der Schnee, hatte einen Wechsel ausgestellt, der heute zahlbar war. Er war ausgegangen, um zu entweichen, — weil er kein Geld aufbringen konnte; ich begleitete ihn, ich umarmte ihn, und vermischte der Freundschaft theure Zähren mit den Seinigen. Da kam ich neben Ihnen zu liegen, mein Herr, fühlte Ihre Börse, zog sie heraus, und steckte sie meinem Freunde zu. So habe ich meines Freundes Ehre gerettet. Und nun, mein Herr, hier ist die Brust, (er riß sie auf) hier ist die Brust, wo das Herz schlägt, das solch einer That fähig war. Stoßen Sie den Dolch herein, lassen Sie mein Blut vor Ihren Füßen sprudeln — mein Tod wird Wollust, Himmelsvorgenuß wird er seyn, denn er ist Opfer für den Freund, für Huldrich.

J. Ihr seyd ein Naar, Herr! Und Narren straft man nicht am Leben. Niklas! den Augenblick reitet fort, nach Marnewitz zu, und seht, ob ihr nicht einen Kerl finden könnt, mit grünen Rock, rothsammter Weste, langen Haarzopf, und einem bleichen hagern Gesichte! bringt ihn zurück, und wenn er nicht will, so zwingt ihn dazu mit Prügeln.

Niklas eilte fort.

Und ich sagte, Nickelsen, geh zum Officier, der hier liegt, laß mir Husaren geben, und reite zum andern Thore hinaus.

So wie er es gesagt hatte, war er auch schon fort, und ich blieb mit der andern Engelsseele allein. Er wollte in seinem gewöhnlichen declamatorischen Tone Entschuldigungen seines Verbrechens vorbringen, ich sagte ihm aber: Herr! kein Wort mehr! Sie haben einen einfältigen Streich gemacht. Vermuthlich haben Sie Romanen gelesen, und irgend einen Don Quixot zum Helden gewählt, nach dem Sie sich bilden wollen. Ich sage Ihnen aber, man muß die Romanenwelt von der wirklichen Welt unterscheiden. In der wirklichen Welt kommen Sie mit Ihren übertriebnen Don Quixots-Ideen nicht aus. Wenn ich Ihre Schwäche nicht schonte, wenn ich meinen Zorn nicht zu beherrschen wüßte, ich prügelte Sie itzo, daß Sie vor mir kriechen sollten. Und an das Halseisen kann ich Sie noch immer stellen lassen.

Dieß wird, war seine Antwort, für mich Schmuck seyn. Sich ans Halseisen stellen lassen, um seinen Freund zu retten, bringt mehr wahre

Ehre, als durch Treulosigkeit gegen den Freund sich einen Orden erwerben.

Ich wandte mich unwillig von ihm, und antwortete ihm nichts mehr, weil ich voraussah, daß doch alle Vorstellung bey ihm umsonst seyn würde.

Itzo kam Niklas zurück, und brachte den Elenden, der meine Börse hatte, mit sich. Er war so beschämt, daß er sich nicht unterstand die Augen aufzuschlagen, sondern ganz stille die Börse auf den Tisch legte.

Herr, sagte ich zu ihm, wie können Sie sich so weit verirren, daß Sie zu so niederträchtigen Mitteln Ihre Zuflucht nehmen, um Ihre Ehre zu retten? Hatten Sie keinen Freund, dem Sie sich entdecken, den Sie um Vorschuß bitten konnten?

Keinen, als diesen Hartwich, und dieser ist selbst arm, gab er mir sehr wehmüthig zur Antwort.

J. Wie stark ist die Summe, die Sie bezahlen müssen?

H. Funfzig Thaler, und ich weiß nicht funfzig Groschen aufzubringen.

J. Wenn Sie sich immer als ehrlichen Mann gezeigt hätten, so würde sich gewiß ein Freund gefunden haben, der Ihnen dieß Bagatell vorgeschossen hätte. So aber wollten Sie den Engel machen — und wer wird denn Engeln borgen, ehe man sich versieht, so sind sie verschwunden.

H. O würdiger Mann! ich habe gefehlt, ich habe Ihre Vorwürfe verdient, meine Ehre und mein ganzes Glück ist itzo in Ihren Händen, machen Sie mit mir was Sie wollen. Aber ganz zu Boden werden Sie mich doch nicht werfen. Nein, dazu sind Sie zu großmüthig.

J. Ich will Sie nicht nur nicht zu Boden werfen, sondern ich würde Sie zu retten gesucht haben, wenn Sie nicht ein Schwärmer wären. So aber ists unmöglich. Wenn ich Ihnen auch gleich die funfzig Thaler hinzahlen wollte, so würde Ihre Schwärmerey gewiß bald einen Vorwand finden, unter dem Sie mich betrügen, und Ihrem Betruge das Ansehen einer edeln That geben könnten.

H. Wie können Sie mir solchen Undank — solch eine schwarze Gesinnung zutrauen!

J. Deßwegen, weil Sie sie haben. Wer das Entwenden einer Geldbörse für die edelste That seines Lebens hält, und das, dadurch verdiente Halseisen, als Schmuck, als Ehrenzeichen betrachtet, der macht sich auch kein Gewissen, seinen Wohlthäter zu betrügen. Und so denkt hier Ihr Freund! also, wahrscheinlicher Weise, Sie auch. Und kurz von der Sache zu kommen, ich bedaure Sie, ich würde Ihnen mit Vergnügen 50, wohl 100 Rthlr. vorstrecken. Unter diesen Umständen kann ich es aber nicht. Meiner Familie würde ich dieß Geld entziehen, und Sie in Ihrer Schwärmerey nur noch mehr bestärken. Gehen Sie also! Dulden Sie alles, was der Leichtsinn verdient, der Wechsel ausstellt, ohne zu wissen, wovon er sie bezahlen will! Wenn Sie aber dadurch gebessert, und zur gesunden Vernunft zurückgeführt werden, und brauchen dann meine Hülfe, so sage ich Ihnen, ich heiße von Brav, und bin auf meinem Landgute Holdersleben zu finden. Bemüht euch erst, ihr Herren, ehrliche Leute zu seyn, ehe ihr Engelsheiligkeit affectiren wollt!

Sie nahmen beschämt ihre Hüte und Stöcke, zauderten aber, und wollten nicht gehen.

Und warum gehen Sie nicht? fragte ich sie, warum zaudern Sie so lange? Sehn Sie nicht, daß ich im Affect bin? Ich werde Ihnen noch viel Unangenehmes sagen, wenn Sie sich nicht den Augenblick entfernen.

Huldrich weinte. Wir können es Ihnen nicht verbergen, edler Mann! sagte er, wir haben nicht so viel bey uns, daß wir das Schlafgeld bezahlen, nicht so viel, daß wir uns einen Bissen Brod geben lassen können.

Hier ist, sagte ich, ein Louisd'or.

Sie fielen vor mir auf die Knie, als ich ihnen denselben gab. Ich lief aber zur Stube hinaus, und sagte: ihr seyd noch nicht curirt, wie ich wohl sehe. Welcher vernünftiger wird vor einem andern, um eines Louisd'or willen, auf die Knie fallen?

Fortsetzung.

Um vor ihren Verfolgungen sicher zu seyn, retirirte ich mich in des Wirths Stube. Kaum war ich da, so kamen einige Knaben und brachten ein Bahrtuch, ein Crucifix und noch verschiednes, das man bey Beerdigungen zu brauchen pflegt.

Ist jemand im Hause gestorben? fragte ich den Wirth.

W. Nein, wir sind, Gott Lob! noch alle gesund, aber gestern ist einer aus unsrer Innung begraben worden, da habe ich das Leichengeräthe herausgeben müssen, welches ich in Verwahrung habe, weil ich Obermeister bin. Er hatte ein schönes Leichenbegängniß! bey meiner Ehre, ein herrliches Leichenbegängniß!

J. Wie so?

W. Er wurde in die Kirche gelegt und —

J. In die Kirche? Begraben sie denn hier die Todten noch in die Kirche?

W. Und warum denn nicht? kommt Ihnen denn das so seltsam vor?

J. Nicht seltsam, albern kommt es mir vor. Denn woran starb denn der Todte?

W. Am Fleckfieber.

J. Nun, das Fleckfieber ist doch wahrhaftig eine schreckliche Krankheit. Wollte er wohl so eine Leiche in der Nähe um sich haben?

W. Nicht eine Viertelstunde. Aber wenn die Leiche in die Kirche gelegt wird, da ist es ja etwas ganz anders, es wird ja Erde darüber

geschüttet. und noch ein großer Stein darauf gemauert. Ach das schadet nichts, das ist, bey meines Vaters und Großvaters seliger Zeiten, so gewesen, und hat niemals jemand darüber geklagt, daß es ihm geschadet hätte.

J. Hat er aber noch nicht angemerkt, daß man einen Körper, der in Fäulniß geht, sehr weit riechen kann?

W. Je, das versteht sich. Den vorigen Sommer, da wir die größte Hitze hatten, begruben sie unsern Herrn Bürgermeister. Er war ein corpulenter Mann. Er kriegte eine Leichenpredigt, und wurde unter der Kanzel niedergesetzt und aufgedeckt. Da war es auch, bey meiner Treue, ein so abscheulicher Geruch, daß vielen Leuten übel wurde. Aber der war auch noch nicht eingescharrt.

J. Stunden denn die Leute so nahe am Sarge, daß sie den üblen Geruch empfinden konnten?

W. Ach, wo denken Sie denn hin? die ganze Kirche, der Kirchhof war mit Gestank angefüllt. Weit auf der Straße konnte man es riechen.

J. Nun da muß doch etwas von dem faulenden Körper in die Nase gekommen seyn?

W. Es

W. Es scheint fast so. Ich wüßte aber nicht was? man sahe ja nichts.

J. Das will ich ihm sagen. Von jedem faulen Körper gehen beständig Ausdünstungen aus, die verbreiten sich in der Luft eben so, wie ein Tropfen rother Wein, den man in ein Glas voll Wasser fallen läßt, das ganze Glas färbt. So wie ich nun den Wein mit hinunterschlucke, wenn ich das Wasser trinke, so ziehe ich auch die Ausdünstungen von dem faulen Körper mit in die Nase und in die Lunge, wenn ich rieche und Athemhole.

W. Das wäre der Henker!

J. Ja so ist es aber. Wenn nun auch gleich der todte Körper in die Erde gescharrt und zugemauert wird, so dringen doch die subtilen Ausdünstungen immer durch, und füllen nach und nach die ganze Luft an, die in die Kirche eingeschlossen ist.

W. Der Wetter hole! das habe ich mein Lebtage noch nicht gehört.

J. So ist es aber. Wenn man also in so eine Kirche geht, so zieht man ja lauter Theilchen von Todten in sich, die am Fleckfieber, Pocken und dergleichen, gestorben sind. Das kann ja unmöglich gesund seyn.

W. Da möchte man es ja schier verreden, wieder einen Fuß in die Kirche zu setzen.

J. Besser wäre es wohl, wenn er es dahin zu bringen suchte, daß keine Todten mehr in die Kirche gelegt würden. Es ist ja vernünftiger, daß die Todten den Lebendigen, als daß die Lebendigen den Todten weichen.

W. Ja, lieber Gott, das ist wohl alles gut! wie will denn aber unsere Kirche bestehen, wenn keine Todten mehr hineingelegt werden? das Geld von den Leichen, die in die Kirche kommen, ist ja die stärkste Einnahme, die unsere Kirche hat.

J. Also muß es bezahlt werden, wenn man seinen Leichnam in die Kirche legen lassen will?

W. Das versteht sich. Unter zehn Gulden kommt keiner in die Kirche.

J. Auf diese Art kommen nicht die Besten und Redlichsten in die Kirche, sondern die nur, die es bezahlen können?

W. Ja freylich. Sie sind vielleicht ein Ausländer?

J. Ich bin nicht aus der hiesigen Herrschaft.

W. Drum ich dachte es ja wohl. Nein, wenn einer sein Geld zahlt, da kommt er in die

Kirche, er mag übrigens gelebt haben, wie er will. Da ist der Meister Wittig, den wir gestern begruben: ich wüßte mich nicht zu erinnern, daß er so außerordentlich redlich gewesen wäre. Er stach sein Schwein so gut als ein anderer, prellte die Leute im Handel, so gut als ein anderer, und hackte seine Schöpsen-Lungen und Lebern, und füllte sein Rindsblut so gut in die Würste, als ein anderer. Nein, da ist nicht dran zu gedenken, daß da auf besondere Redlichkeit gesehen würde. Aber im vergangnen Kriege hatte er die Lieferungen an die Armee, da hat er sich mit dem Schweinshandel ein hübsches Stück Geld gemacht. Ja, selbigesmal, Herr, war etwas zu verdienen! Rindsblut, Schöpsenblut, Schöpsengehänge, Schöpssack, summa summarum, alles wurde zusammengehackt und in die Würste gefüllt. Und das verstund Meister Wittich vor einen Meister. Daher hatte er auch seinen Reichthum.

J. Also, wenn Meister Wittich seine Würste gewissenhafter gemacht hätte, hätte er wohl nicht in die Kirche können begraben werden?

W. Freylich nicht.

J. Auf die Art scheint es hier eine Ehrenerklärung zu seyn, wenn man weit von der Stadt

unter irgend einen Baum begraben wird. Doch wir kommen zu tief ins Gespräch! Lieber Mann, sey er so gut und sage, was ich schuldig bin?

W. Das wird meine Frau wissen. Fragen Sie sie! Ich will nur geschwinde noch einen Weg gehn.

Er gieng fort, und seine Frau war nicht da. Nachdem ich eine ziemliche Zeit gewartet hatte, trat sie erst in die Stube. Wie viel bin ich schuldig, Frau Wirthin? fragte ich.

Ehe sie mir aber antworten konnte, kam ihr Mann zurück. Sie lief ihm ein paar Schritte entgegen, und fragte ängstlich: ists was?

Wieder nichts, antwortete ihr Mann, mit zerstreutem Blicke.

Die Frau erblaßte, schlug die Hände über dem Kopf zusammen, und seufzte: Herr Jesu, erbarme dich! Nun ist kein Rath, keine Hülfe mehr.

Was giebt es denn? fragte ich.

Gar nichts, gar nichts, gab mir der Wirth zur Antwort; wir sind verlohren, gnädiger Herr! Aber den eigentlichen Grund und die eigentliche Ursache kann ich Sie nicht sagen.

J. Wenn es nicht kann gesagt werden, da will ich es auch nicht wissen. So sage er mir wenigstens, wie viel ich schuldig bin!

W. Drey Louisd'or, gnädiger Herr!

J. Er hat sich wohl versprochen; vielleicht will er sagen, drey Thaler.

W. Nein, gnädiger Herr, ich habe mich gar nicht versprochen. Drey Louisd'or muß ich haben, anders kann es nicht seyn.

J. Das wäre schrecklich. Wie hoch rechnet er denn seinen Hammelbraten?

W. Auf die Rechnung kann ich mich nicht einlassen, gnädiger Herr; drey Louisd'or muß ich haben, da hilft nichts vor! Die da oben logirt haben, sollen auch schon zahlen. Heute geht es nicht anders; heute muß ich Geld haben, und sollte ich es vom Altare nehmen.

J. Wie komme ich denn aber dazu, daß ich viel zahlen soll, weil er viel braucht? was hat er denn? was fehlt ihm denn?

W. Ich muß es nur sagen, gnädiger Herr! seit fünf Jahren spiele ich in dem verfluchten Lottospiele, und habe Haus und Hof darinne verspielt. Meine Frau hat 1500 baare Gulden,

so

so wahr ich vor Ihnen stehe, zu mir gebracht, die hat der Henker alle geholt. Ich habe den hübschen Gasthof, und eine Hufe Land, von dem Besten, das in der Flur ist, geerbt, das ist alles verpfändet, alles in das Lotto gesetzt worden. Und habe nicht mehr als ein einziges mal eine lausige Ambe gewonnen. Ich dachte, ich wollte es erzwingen, und wollte es erzwingen, und wollte nur ein einziges mal eine einzige Quarterne gewinnen; ich nahm alles Geld, so wie ich es von den Gästen einkriegte, und trug es zu den sackermentschen Collecteurs, bezahlte weder Becker noch Brauer; keinen Menschen bezahlte ich. Wenn du nur eine Quarterne kriegst, dachte ich, da ist alles bezahlt. Ja Quarterne da! heute, dachte ich, müßte ich sie haben. Aber es ist wieder nichts. Ich habe die Nummern selbst gezogen, die ich besetzen wollte; ich habe sie durch Hurkinder, durch Waisenkinder ziehen lassen, ich habe die Nummern genommen, die mir des Morgens zuerst in die Gedanken kamen, ich habe die Bibel aufgeschlagen, und die Nummern besetzt, die eben auf den Blättern stunden; hat alles nichts geholfen. Endlich gab mir ein Collecteur den Rath, ich sollte einen Kreuzvogel nehmen, ihm die Nummern

vorle-

vorlegen, und die besetzen, auf die er pickte; ich habe es gethan, und dachte es sollte und müßte helfen — half alles nichts, ich bin wieder durchgefallen.

J. Wie kann er denn aber so ein Thor seyn, und sein baares Geld, von dem er sein gewisses Auskommen hätte haben können, in so einen Strudel werfen? denn das Lotto ist ja eben nichts anders, als ein Meerstrudel, der alles verschlingt, was sich ihm nähert, ohne daß man erfährt, wo es hinkömmt. War denn gar niemand, der ihn davon abzuhalten suchte?

W. Ich wüßte nicht, wer es hätte thun sollen. Unser ganzer Ort ist von der Lottosucht so angesteckt, daß die Leute nichts als Ternen und Quaternen im Kopfe haben. Der Taglöhner, die Magd, der Handwerksbursch, alles ist davon angesteckt. Alle Groschen, die sie wakkelnd machen können, scharren sie zusammen, und tragen sie in das Lotto, und hungern hernach, daß ihnen die Schwarte knakt.

J. Das ist ja eine schreckliche Landplage. Das ist ja eben so gut, wie wenn eine feindliche Armee da läge, und das Land in Brandschatzung setzte.

W. Es ist tausendmal schlimmer. Denn im Kriege giebts doch Nahrung, es ist da Handel und Wandel; wer sich ein Bischen regt, kann auch sein Stück Geld wieder verdienen. Dieß fällt aber alles hier weg.

J. Ich kann aber gar nicht begreiffen, wie ganze Gemeinen, ganze Städte auf einmal so närrisch werden können.

W. Das will ich Ihnen sagen. Da sind die Teufels Collecteurs, die posaunen es allemal aus, wenn eine Terne oder Quaterne ist gewonnen worden, und rechnen den Leuten vor, was so ein Gewinnst für ein schrecklicher Haufen Geld wäre. Da fährt es denn den Leuten durch die Köpfe. So gut, denken sie, als ein anderer, kannst du ja auch wohl eine Quaterne bekommen; die Collecteurs schicken ihnen auch wohl Loose ins Haus — sehn Sie, gnädiger Herr, so ist es mit der Sache.

J. Haben denn etwa schon einige Leute im Orte grose Gewinnste bekommen?

W. Ach was wollten Sie bekommen haben. Nicht eine Terne, geschweige eine Quaterne, ist hierher gekommen. Drey Amben ohngefähr, das ist der ganze Plunder, der hier ist gewonnen worden. Wenn das Ding so fortgeht, gnädiger

Herr, so wahr ich vor Ihnen stehe, so müssen wir alle, wie wir hier wohnen, den Bettelstab nehmen, und damit zum Thore hinausgehen, und das Armenhaus, das von dem Lotto soll errichtet werden, wird lange nicht hinreichen, alle die aufzunehmen, die dadurch zu Bettlern sind gemacht worden.

J. Also soll von dem Gelde, das das Lotto verschluckt, ein Armenhaus gebaut werden?

W. Freylich. Aber wie gesagt, es mag so groß werden, als es will, so wird es doch nimmermehr so groß, daß die Leute darinne Platz hätten, die das Lotto zu Bettlern macht.

J. Freund, er spricht sehr verständig; wie kommt es aber, daß er nicht darnach thut?

W. Ja, lieber Herr, es ist ein ganz anderes Ding, verständig sprechen, ein anderes, verständig handeln. Es können gar viele Leute verständig sprechen: wenn es aber zum Thun kommt, da hapert es. Aber nun will ich auch verständig handeln. Von der Stunde, das habe ich geschworen, in meiner Frau und aller meiner Leute Gegenwart, habe ich es geschworen, soll der Groschen verflucht seyn, den ich wieder in das

Lotto setze. Helfen Sie mir nur itzo mit drey Louis d'or. Ich bin dem Bekker und Brauer viel schuldig, weil ich alles Geld, das ich ihnen zahlen sollte, in das Lotto getragen habe. Ich habe sie vertröstet, auf die Quaterne, die ich heute gewinnen würde. Nun, da die aussengeblieben ist, werde ich gewiß ausgeklagt.

J. Dafür kann ich nicht. Ich habe Arme um mich, die ohne ihre Schuld verarmt sind, und meiner Hülfe bedürfen; soll ich denn diesen die Unterstützung entziehen, die ich ihnen bestimmt habe, und einem Manne geben, der das Seinige verspielt hat?

W. Gnädiger Herr! Sie müssen mir helfen. Ich soll und muß drey Louis d'or von Ihnen haben.

J. Und ich will und kann ihm nicht mehr geben, als einen Louis d'or, hier ist er.

W. Auch nicht noch einen? auch nicht noch einen halben?

J. Keinen Kreuzer mehr. Wenn er von der Lottoseuche noch nicht geheilt ist, so werde ich ihm nicht helfen können, wenn ich ihm auch meine ganze Börse geben wollte. Ist er aber geheilt,

so

so wird er sich auch retten können, ohne daß er mich prellt.

Itzo kam Nikkelsen, und sein erstes Wort, das er vorbrachte, war: Ist die Engelsseele eingebracht worden? und er war herzlich erfreut, da ich es ihm versicherte.

Fortsetzung.

Wir fuhren nun nach Marnewitz zu, und unterhielten uns auf dem Wege von den traurigen Wirkungen der Schwärmerey, und von der Freystatt, den die unsinnigsten Vorurtheile oft bey der Religion und Politik fänden. Gegen die Schwärmerey sprach Nikkelsen vorzüglich heftig. Wenn der Mensch, sagte er, einmal dahin gerathen ist, daß er schwärmt, oder, daß er an eine Sache sein Herz so heftig hängt, daß sie ihm sein Alles wird, und alles Uebrige in seinen Augen den Werth verliehrt, so ist er zu den größten Rasereyen und Bosheiten aufgelegt, die heiligsten Gesetze tritt er unter die Füsse, und erlaubt sich die schändlichsten Mittel, wenn er nur dadurch zu seinen Absichten kommen kann.

Recht, sagte ich, mögen Sie wohl haben. Ich glaube aber, daß fast jeder Mensch einen

Hang zur Schwärmerey habe, und in Gefahr ist, ein Schwärmer zu werden, wenn er nicht immer auf seiner Hut ist. Die declamiren oft gegen die Schwärmerey am stärksten, die ihr am nächsten sind. Wenn man z. E. für Freyheit und republikanische Verfassung so stark eingenommen ist, daß man das Bürgerblut, das um dieselbe willen vergossen wird, daß man alle Empörungen und Unruhen, die deswegen entstehen, für Kleinigkeiten, für nichts hält, so ist man doch, dünkt mir, so gar weit nicht von der Schwärmerey entfernt.

Er schlug sich an die Stirne, und nachdem er sich einige Minuten bedacht hatte, sagte er: Sie mögen wohl recht haben, umsonst soll dieser Wink nicht gewesen seyn.

Der Wink that seine völlige Wirkung, als wir in Marnewitz ankamen.

Schon im Thore hörten wir ein sehr wildes Geschrey. Wir spannten unsere Pferde im nächsten Gasthofe aus, und eilten nach dem Markte zu, von welchem das Geschrey kam. Da war ein groser Haufe zusammengelaufnes Volk damit beschäftigt, das Haus eines der neuerwählten Rathsherren zu plündern. Die Fenster waren

schon

schon alle eingeschlagen, und itzo warf man Gläser, Krüge und Porcellan, heraus, zerstach die Betten, und schüttelte die Federn auf die Gasse, und der, vor der Thüre versammelte, Pöbel schlug darüber ein wildes Gelächter auf. Bald darauf kamen Weiber aus dem Hause, die einige Körbe voll Weinbouteillen hatten, dieser bemeisterten sich die Rebellen, und leerten sie auf den Untergang des sämtlichen Raths aus. Hierdurch wurde das bischen Verstand, das sie noch übrig hatten, vollends gar ertränkt, und man erlaubte sich alle Unverschämtheiten, und alle unzüchtigen Lieder, die man nur einem Rasenden verzeihen kan.

Wir waren eine ziemliche Zeit Augenzeugen von diesen Rasereyen, bis uns ein Betrunkner bemerkte. Wer sind, sagt er, die Kerls da? das sind Spione, Spione sind es. Schmeißt sie darnieder, die Kanaillen, die Spione! Schießt ihnen ein paar Kugeln vor den Kopf, wie den tollen Hunden! — Und gleich brüllte alles: Spione! Spione!

Wir hielten es, bey so bewandten Umständen, nicht für rathsam, länger zu warten, sondern flohen, und ein Regen von Steinen folgte uns.

Nachdem wir beyde ziemlich gesteinigt worden waren, kamen wir an ein groses Haus, dessen Thür verschlossen war. In der Angst traten wir aber mit solchem Ungestüm dafür, daß die Thür aufsprang. Wir drangen ein, schlosen die Thür wieder zu, legten einen Riegel vor dieselbe, der daneben stund, und stiegen die Treppe hinauf.

Aus dem Saale hörten wir wieder ein abscheuliches Lärmen. Wir öffneten das Zimmer, aus welchem der Lärmen kam, und fanden da den ganzen hochedlen und hochweisen Rath in Schlachtordnung gestellt. Sämmtliche Rathsglieder waren so erbittert auf einander, daß sie uns gar nicht zu bemerken schienen. Sie forderten erst einander durch die schrecklichsten Vorwürfe und Schimpfreden zur Schlacht auf, dann gieng bald das Treffen los. Der eine ertheilte durch eine Maulschelle, die er seinem Kollegen gab, das Signal, und nun fielen beyde Partheyen einander an. In wenig Minuten war der Boden mit Perukken besäet, Tische und Stühle umgeworfen, und die freygewordnen Rathsherren zogen einander bey den Haaren auf der Erde herum.

Wir sprangen aus einem Winkel in den andern, um nicht auch in die Schlacht verwikkelt zu werden.

Denn weiter konnten wir doch nichts thun. Mir bebte das Herz, weil ich nicht anders vermuthen konnte, als daß einige dieser Athleten ihr Leben einbüssen würden. Da aber meine Furcht aufs höchste gestiegen war, hörte ich ein starkes Trappeln von Pferden, und noch ein stärkeres Vivatrufen. Ich fuhr an das Fenster, und sahe, daß ein Trupp Husaren vor dem Rathhause hielt.

Ohne weiter zu untersuchen, was dieß zu bedeuten habe, rief ich mit vollem Halse in das champ de bataille, der Fürst ist da! der Fürst ist da!

Dieser Zuruf hatte eine Zauberkraft. Alles rief mir nach: der Fürst ist da! der Fürst ist da! und alles raffte sich auf, stürzte die Treppe herunter und öffnete die Thür.

Der Fürst war wirklich da, so wie ich es vermuthet hatte. Er warf einen grimmigen Blick auf den Rath und gieng in Begleitung desselben die Treppe hinauf.

So sehr ich und Nikkelsen uns zuvor geängstigt hatten, so sehr mußten wir itzo lachen, da wir den komischen Aufzug sahen. Der ganze Rath war ohne Perukken, und mit Staub bedeckt, einige Rathsherren waren auch blutrünstig.

So bald der Zug in der Rathsstube angekommen war, nahm alles eine sehr ehrerbietige Stellung an, und erwartete des Fürsten Vortrag.

Sind das, fragte er, mit bitterm Lächeln, sind das die Früchte der Freyheit?

Ihro Durchlaucht! Ihro Durchlaucht verzeihen, Ihro Durchlaucht geruhen! Ihro Durchlaucht nehmen nicht ungnädig — so riefen sie unordentlich durch einander her.

Ich will euch nur kurz und gut meine Meynung sagen, antwortete der Fürst, ihr seyd allesamt nichts werth. Von mir wollt ihr euch keine Vorschriften geben lassen, und ihr selbst seyd doch nicht im Stande selbst Vorschriften zu geben und sie bey der Bürgerschaft geltend zu machen. Wenn ihr die Leute wäret, die durch ihren eignen Verstand und durch ihre eigne Kraft sich erhalten, und Ansehen verschaffen könnten, so wäre euch die Unabhängigkeit vielleicht gut. So lange aber das nicht ist, könnt ihr das Ansehn, das der fürstliche Stand bey den Unterthanen hat, nicht entbehren, und ihr müßt Gott danken, wenn euch der Fürst seinen Schutz gönnt. Das habe ich euch schon vielmal zu verstehen gegeben, ihr

habt

habt mir aber nicht geglaubt. Nun, denke ich, werdet ihr es glauben. Ihr macht einander entweder selbst todt, oder werdet von den Bürgern todt gemacht, wenn ich mich nicht dazwischen schlage. Und kurz und gut, ihr geht itzo gleich nach Hause und seyd ruhig! Ich habe ein paar Justizräthe mitgebracht, die sollen die ganze Sache untersuchen, und eine Schwadron Husaren, die sollen in der Stadt bleiben, bis alles ruhig ist. Und von dieser Stunde an nehme ich euch eure Freyheit wieder, und setze alles wieder auf alten Fuß.

Sie beantworteten den Vortrag mit einer tiefen Verbeugung, der Fürst schwang sich auf das Pferd und ritt fort, und die Rathsherren suchten ihre Perukken zusammen, setzten sie auf und giengen nach Hause. Der ganze Pöbel zerstreuete sich nun, so bald er fürstliche Husaren sah.

Wir giengen in das Wirthshaus, liessen uns eine Mahlzeit bereiten, und verzehrten die Suppe ohne ein Wort zu sprechen. Nikkelsen sahe immer gerade vor sich hin. Endlich unterbrach ich das Stillschweigen und fragte: na, Nikkelsen, wie steht es itzo um die Freyheitsliebe?

Schlecht, antwortete er. Es treibt sich in meinem Kopfe herum, ich schwanke bald da bald dort hin und kann nichts finden, worauf ich fusse. Recht habe ich aber doch. Es wäre doch besser, wenn immer der Weiseste und Rechtschaffenste —

Da kommen Sie nun schon wieder, sagte ich, mit Ihrem Weisesten und Rechtschaffensten. Ich habe Ihnen ja das tausendmal widerlegt. Ich habe es Ihnen ja gesagt, daß jeder glaubt der weiseste und rechtschaffenste zu seyn. Sie haben ja mit Ihren eignen Augen gesehen, was daraus entsteht, wenn ein Staat den Weisesten und Rechtschaffensten wählen will. Und doch —

Lassen Sie mich nur ausreden, fuhr er fort; ich habe allerdings recht: es wäre besser, wenn der Weiseste und Rechtschaffenste immer regierte, da müßten wir aber auch Menschen haben, die den Werth der Weisheit und Rechtschaffenheit fühlten. So lange uns aber die fehlen, und Stand und Reichthum der Maasstab sind, nach dem man den Werth des Menschen bestimmt, so lange ist es besser, daß es bey dem Alten bleibe. Und nachdem ich diesen Auftritt mit angesehen habe, will ich hinfüro mit grösserer Andacht, als zeither geschehen ist, singen:

Gieb

Gieb unserm Fürsten und aller Obrigkeit
Fried und gut Regiment!
Daß wir unter ihnen
Ein geruhig und stilles Leben führen mögen,
In aller Gottseligkeit
Und Ehrbarkeit —

Fortsetzung.

Da wären wir also vollkommen einig, sagte ich, ließ Niklasen anspannen, bezahlte den Wirth, und fuhr mit Nikkelsen wieder fort.

Wir nahmen das Nachtquartier wieder in dem Städtchen und in dem Gasthofe, wo wir den Tag zuvor geblieben waren.

Bey unserm Eintritt in die Stube, trafen wir einen sonderbaren Mann an. Er sah uns starr in die Augen, ohne uns zu grüssen, oder ein Wort zu reden. Erst da wir ihm unser Compliment gemacht, und ihm einen guten Abend geboten hatten, machte er uns eine kleine Verbeugung, wendete sich aber bald wieder von uns, legte die Hand vor die Stirn, und gieng in tiefen Gedanken die Stube auf und ab. Er hieß, wie ich hernach erfuhr, Magister Heerbrand.

Nikkelsen wollte die Abendmahlzeit bestellen und fragte ihn, ob er in unsrer Gesellschaft speisen wollte?

Gehorsamer Diener, gehorsamer Diener, sagte er, wenn Sie die Gütigkeit haben wollen, es wird viel Ehre für Sie seyn.

Nikkelsen zog die Nase, bestellte die Mahlzeit, wir setzten uns, aßen und sprachen nichts. Heerbrand saß stets in tiefen Gedanken, verschluckte die mehresten Speisen ungekauet, und trank ein Glas Wein nach dem andern aus. Da er etwas über ein Nössel mochte getrunken haben, und ich merkte, daß seine Stirne heiterer, und sein Blick feuriger wurde, glaubte ich, daß der Augenblick da sey, da er zur Sprache konnte gebracht werden, und fragte ihn, wie er den Wein fände?

H. Der Wein? der, ja der ist recht gut.

J. Wofür halten Sie ihn denn?

H. Ich — ich ihn halten? — wahrhaftig — ists nicht Madera?

J. Weit gefehlt, Herr Magister! Es ist nichts als ein ehrlicher Medok. Der Madera-Wein sieht ja nicht roth aus.

H. Sieht

H. Sieht er nicht roth aus, der Madera-Wein? das hab ich nicht gedacht.

J. Sie haben ihn aber doch wohl getrunken?

H. Habe ich ihn getrunken, oder habe ich ihn nicht getrunken, das weiß ich selber nicht.

J. Ich würde doch wissen, was ich trinke. Ich glaube wirklich Sie wissen auch nicht, Herr Magister, was wir itzo für einen Braten gegessen haben.

H. Ja das dürfen Sie mich nicht fragen. War es nicht Hammelbraten?

J. Herr Magister! Herr Magister! wo haben Sie Ihre Gedanken! es waren ja Rebhühner.

(Er rieb sich die Stirne, trank wieder ein Glas Wein aus, setzte sich in Positur, räusperte und schneutzte sich, dann fieng er an:)

Ja lieben Freunde, Sie müssen mit mir Geduld haben, ich bin ein sehr armer unglücklicher Mann. Ich scheine in der Welt zu seyn, bin aber wirklich nicht da, bin immer abwesend. Stellen Sie sich einen Menschen vor, der immer die Augen auf den grosen Bär, die Cassiopea und die Haare der Berenice richtet, und alle die Veilchen, die vor seinen Füssen blühen, ohne sie zu

bemer-

bemerken, zerquetscht, so haben Sie ein richtiges Bild von mir. Ich esse und trinke, aber schmekke nichts, wandle durch die schönsten Gärten, und sehe nichts, bin in Gesellschaft, im Concerte, in der Comödie, und höre nichts. O Gott! ich bin auch meines Lebens so satt, so überdrüssig, daß ich keinen Tag sehnlicher erwarte, als meinen Todestag. Denn was hilft mir denn alles Schöne und Gute in der Welt, wenn ich es nicht empfinde? Ich gehe durch die Welt, wie ein Blinder durch eine Bildergallerie.

J. Sie reden mir unbegreifliche Worte. Sie haben doch, so viel ich sehe, Mund, Augen, Nase und Ohren, so gut wie andre Menschen.

Z. Das ist wohl gut, aber meine Gedanken sind immer abwesend. Während der Zeit, da Sie hier gespeist haben, war ich in Sparta, und betrachtete dort die Bemühungen der Spartaner, ihre Kinder früh genug zur Ertragung der Beschwerlichkeiten dieses Lebens zu gewöhnen.

Ach mein Herr! das ist ein Elend, ein schreckliches Elend, das im verborgnen schleicht, und weit mehr Schaden thut, als alle Landplagen. Wenn ich mir die menschliche Gesellschaft, wie

einen Baum vorstelle, so sind Despotismus, Pokken, Krieg und alle übrige Plagen, weiter nichts, als Raupen und andre Insekten, die das Aeusserliche des Baums beschädigen, die Blätter oder Rinde. Aber die Abwesenheit der Gedanken, ist ein Wurm der an der Wurzel, oder inwendig im Kerne nagt, und macht, daß der Baum immer klein und schwach bleibt. Denn wenn die Menschen mit ihren Gedanken abwesend sind, so hören sie nicht recht, riechen nicht recht, schmecken nicht recht; alle ihre Arbeiten thun sie nur mit halber Kraft. Was ist das? Was kann dabey Guts herauskommen? Und es ist nur noch gut, wenn es dabey bleibt. Gemeiniglich bilden sich aber Leute, die diese Krankheit haben, ihre eigne chimärische Welt, und wandeln darinne und ängstigen sich, unter lauter Schreckbildern, die ihre Einbildungskraft erzeugt.

J. Mir scheint es aber, als wenn Sie zu sehr von sich auf andere schlösen, mein lieber Herr Magister. Wenn nun Sie und vielleicht noch zehn andere diese Krankheit haben, so können Sie sie deswegen noch nicht als eine Krankheit des menschlichen Geschlechts ansehen.

H. Dafür will ich sie auch geradezu nicht angesehen wissen. Die Classe der Gelehrten ist eigentlich damit angesteckt. Weil aber das Menschengeschlecht seine mehresten Kenntnisse von den Gelehrten bekommt, so muß es auch darunter leiden, wenn diese krank sind.

J. Also glauben Sie, daß alle Gelehrten diese Krankheit haben?

H. Beynahe alle. Nur immer einer mehr, der andere weniger.

J. Wunder wäre es nun freylich nicht. Denn wenn man auf die Art sieht, wie ihr Gelehrten erzogen werdet —

H. Ganz recht! ganz recht. Da bringen Sie mich auf den rechten Punct. Die ganze Erziehung, die wir geniessen, scheint dahin abzuzwecken, uns zur Abwesenheit der Gedanken zu gewöhnen. Wenn ich als Knabe auf das merkte, was um mich vorgieng, so bekam ich Schläge, und wenn ich hingegen meine Sinne betäubte, und mich im Geiste nach Italien, Griechenland oder Palästina, versetzte, so wurde ich gelobt, und meinen Mitschülern zum Muster vorgestellt. Nothwendig mußte dadurch bey mir die Begierde angeflammt

geflammt werden, gegen meine Natur zu kämpfen, und es so weit zu bringen, daß ich in der Welt seyn könnte, ohne das, was in ihr vorgeht, zu bemerken.

J. Auf diese Art sind Sie ja zur Gelehrsamkeit gebracht worden, wie die Finken zum singen.

H. Wie bringt man diese zum singen?

J. Man macht sie blind, damit sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihren Gesang richten sollen.

H. Dieß Gleichniß ist sehr passend. Und nun stellen Sie sich vor, wie sich ein solcher blinder Finke befinden muß, wenn er in den Wald unter die übrigen Finken kommt, so können Sie leicht begreiffen, wie elend daß ich, in der menschlichen Gesellschaft, seyn muß, da mir nicht nur die Augen, sondern alle meine Sinnen beynahe fühllos gemacht sind.

J. Armer Mann! ich habe lange schon ähnliche Gedanken gehabt. Ich habe aber meine Gedanken bey mir behalten, weil ich kein Gelehrter von Profession bin. Mit dem Unterrichte auf Universitäten —

H. Ists eben nicht besser. Wir gehen, um die Natur kennen zu lernen, aus der Natur her-

aus ins Auditorium, und lernen abstracte Begriffe, ehe wir concrete haben.

J. Das ist mir zu hoch, Herr Magister. Sie müssen sich deutlicher erklären.

H. Das will ich gleich thun. Sehn Sie die Vorstellung von einer einzelnen Sache, das ist ein concreter Begriff, und die Vorstellung von dem, was viele einzelne Sachen mit einander gemein haben, das ist ein abstracter Begriff. Z. E. itzo stelle ich mir Ihre Nase, nun meine Nase, nun die Nase des Herrn vor, der nur einen Arm hat — lauter concrete Begriffe. Aber nun denke ich mir das, was alle menschliche Nasen mit einander gemein haben, einen erhabnen Theil des menschlichen Gesichts, mit zwey Löchern in denen das Vermögen liegt, die Ausdünstungen der Körper zu empfinden — da habe ich den abstracten Begriff. Verstehn Sie mich?

J. Vollkommen.

H. Wenn ich nun abstracte Begriffe haben will, was muß ich da wohl thun?

J. Das liegt ja am Tage. Ich muß concrete Begriffe mit einander vergleichen, und suchen, was sie mit einander gemein haben.

H. Voll-

H. Vollkommen richtig. Und wenn wir dazu von Jugend auf angehalten würden, so lernten wir auf das, was da ist, aufmerksam seyn. Ich habe aber eine ganze Menge abstracte Begriffe bekommen, ehe ich deutliche concrete hatte. Denn mein Lehrer sagte mir jene vor, und überhob mich so der Mühe, sie mir selbst zu erwerben. Ich wußte schon von Geist, Körper, Raum und dergleichen zu plaudern, eh ich mich und die Dinge, die um mich waren, recht kannte. Dadurch kam es mit mir so weit, daß ich auf nichts concretes mehr achtete, und immer in der abstracten Welt herumwandelte. Ich habe, so wahr ich vor Ihnen sitze, über die Merkmale disputirt, wodurch die Personen in der Gottheit von einander unterschieden sind, ehe ich die Merkmale kannte, wodurch ein Apfelbaum, von einem Birnbaume sich unterscheidet.

J. Wahrhaftig sehr traurig. Und noch einen Fehler habe ich bey der Erziehung der Gelehrten zu bemerken geglaubt.

J. Ich wohl noch hundert. Welchen haben Sie aber bemerkt?

J. Daß Sie nur immer zum Denken, und gar nicht zum Handeln angeführt werden. Wenn jeder ein gewisses Geschäfte triebe, es möchte nun

Gartenbau, oder Buchbinden, oder seyn was es wollte, so müßte er doch seine Gedanken bey dem Geschäfte haben, und würde dadurch an die gegenwärtige Welt gefesselt. Wenn aber das nicht ist, so ists ja kein Wunder, wenn er mit seinen Gedanken ganz von der Welt wegkommt.

H. Mehr als zu wahr. Daher kommts denn auch, daß wir gemeiniglich uns gar nicht zu helfen wissen. Ich z. E. kann keinen Nagel einschlagen, keine Kohlpflanze ziehen. Wenn ich nicht immer drey bis vier Leute um mich habe, die für mich handeln, so kann ich nichts wirken. Ich bin ein Krüppel, dessen Sehnen zerschnitten sind, der beständig die Barmherzigkeit der andern anflehen muß, wenn er etwas gethan haben will.

J. Wenn Sie nun aber wissen, daß die Abwesenheit der Gedanken ein so groses Uebel ist, warum bemühen Sie sich denn nicht, davon abzukommen?

H. Lieber Herr! das ist geschehen, vielmal geschehen: wenn aber der geblendete Finke wieder wird sehen lernen, so werde ich auch wieder lernen mit meinen Gedanken gegenwärtig seyn. Seit meinem zehnten Jahre ist mein Wandel schon ausserhalb der wirklichen Welt gewesen: meine Gedanken sind also bereits vierzig Jahre an diesen

Wan-

Wandel gewöhnt; nun läßt sich die Sache nicht mehr ändern, sie ist zur andern Natur geworden. Ich habe so viele Versuche gemacht, die mir mißlungen sind, daß sich nun die Lust verlohren hat, diese Versuche zu wiederholen. Einigemal habe ich den Versuch gemacht, etwas Handarbeit zu treiben, es hat aber nicht gehen wollen.

J. Vielleicht wählten Sie gerade eine solche, die zu künstlich war, und zu viel Uebung voraussetzte.

H. Ganz und gar nicht. Ich wählte das Holzsägen. Wenn ich aber ein Paar Züge mit der Säge gethan hatte, so waren meine Gedanken auch schon abgesprungen, die Hand bewegte sich fort, ohne daß die Seele auf ihre Bewegung gemerket und sie dirigirt hätte. Da sägte ich dann schief, das Sägeblatt wurde verbogen, ich mußte es zurückziehen, und wieder von einer andern Seite einsägen. Einmal vergaß ich sogar Holz auf den Sägebock zu legen, durchschnitt den Sägebock selbst, und da dieser zusammen fiel, fiel ich über denselben her, und stürzte so stark auf das Gesichte, daß mir das Blut zum Munde und zur Nase heraus lief. Seit der Zeit habe ich keine Säge wieder angerührt.

J. Wenn Sie aber Ihre Versuche wiederholten, so dächte ich doch, daß es Ihnen am Ende gelingen müßte. Sie haben doch nun eine ziemliche Zeit mit mir so ordentlich und zusammenhängend gesprochen, daß ich auch nicht ein einzigesmal bemerkt habe, daß Ihre Gedanken abwesend wären.

H. So ordentlich habe ich auch seit einem halben Jahre nicht geredet. Sie können nun wieder funfzig mal mit mir speisen, ehe Sie vermögend sind, mich wieder zu so einer Unterredung zu bringen.

Ja, Freund! das ist wahres Elend. Diese Art des Elends aus der Welt wegzubringen, sollten sich vorzüglich die Pädagogen angelegen seyn lassen. Sie sollten Mittel finden, die Aufmerksamkeit ihrer Zöglinge an die Natur und die gegenwärtige Welt zu fesseln, durch die Betrachtung derselben ihre Kenntnisse sich zu sammeln, und abstracte Begriffe zu formiren. Sie sollten sie früh zur Geschäftigkeit bringen, und durch Geschäftigkeit, sich Geschicklichkeiten erwerben lassen. Herr! das wäre Pädagogik. Und dahin soll und muß es auch kommen, wenn man sagen will, daß die Pädagogik gebessert sey.

Denn

Denn wer waren die ersten Pädagogen Teutschlands? Pfaffen waren es, die die Verbindung mit der Welt nnd die Thätigkeit für sündlich hielten, und es sich für Heiligkeit anrechneten, wenn sie ihre Gedanken von der Welt abziehen konnten. Diese waren die ersten Stifter unsrer Schulen und Erziehungsanstalten. Daher haben alle hohe und niedrige Schulen in Teutschland eine Pfäffische Form bekommen, und haben sie noch, und das Publikum ist so daran gewöhnt, daß wenn man eine Schule projectirte, wo man angeführt würde, zu handeln, seine körperlichen Kräfte auszubilden, und die Wirkungen der Natur zu beobachten, man für blödsinnig würde gehalten werden.

Deswegen mache ich auch gar nichts aus allen Pädagogen, Rektoren, und allem, was sich mit Er:iehung und Unterricht beschäftigt: denn ich weiß, daß diese Leute die Welt unglücklich machen. Die Klöster haben wir niedergerissen, aber die klösterlichen Vorurtheile beybehalten.

J. Wenn Sie also eine Schule zu dirigiren bekommen, so würde es wohl bald anders werden, und die Pädagogik würde die Vollkommenheit bekommen, die sie haben sollte.

H. Ey, was geht mich die Pädagogik an! Ich habe mich nie damit abgegeben. Und ich zweifle auch, daß eine Schule auf diesen Fuß kann reformirt werden. Das Verderben ist zu tief gewurzelt, ganz in das innere der Schulen hineingewebt. Was für Lärmen würde da entstehen, wie viele Schwierigkeiten mir in den Weg gelegt werden, wie viele Verfolgungen würde ich aushalten müssen!

J. Warum sind Sie denn also so aufgebracht gegen andre, wenn Sie es eben nicht weiter bringen, als Sie es unter ihren Umständen bringen würden?

H. Sie haben recht.

J. Sie haben im Affecte gesprochen, lieber Herr Magister, und deswegen verzeihe ich es Ihnen. Denn im Affect ist man freylich geneigt, die Fehler einer Person dem ganzen Stande, und die Mängel einer gewissen Verfassung allen denen zur Last zu legen, die in dieser Verfassung leben. Mir geht es auch bisweilen so. Wenn man aber mit kaltem Blute die Sache ansieht, so muß man doch fühlen, daß es unrecht ist. Wenn Pfaffen unsern Schulanstalten die erste Form gegeben haben, was können denn die ehrlichen Leute dazu, die

itzo

itzo in unsern Schulanstalten arbeiten, daß sie diese Form haben? Sie arbeiten nach dem Plane, den sie vor sich finden: mehr kann von ihnen nicht gefordert werden. Verfassungen und Einrichtungen, die viele Jahrhunderte gedauert haben, umzustosen, ist nur des Reformators Werk. Und zum Reformators-Werke gehört auch ein Reformators-Muth und Kopf und Kraft, lieber Herr Magister. Und das kann sich niemand selbst geben. Wenn ich Ihnen also gleich zugebe, daß alle unsre Universitäten und Schulen, sammt und sonders, noch klösterliche Form haben, indem dadurch junge Leute der Welt und der Arbeit entzogen, und zum Denken und Wandel ausserhalb der wirklichen Welt angeleitet werden: so wollte ich doch, daß Sie mit mehrerer Achtung von den Personen sprächen, die in diesen klösterlichen Anstalten arbeiten. Wollen Sie das thun, Herr Magister?

Mein Herr Magister war aber mit seinen Gedanken wieder abgesprungen. Er sah gerade vor sich hin. Herr Magister! Herr Magister! riefen ich und Nikkelsen, schüttelten ihn, er gab aber lauter gebrochne Antworten von sich. Noch ein Glas Wein, sagte Nikkelsen, zu Ehren der

Gegen-

Gegenwart der Gedanken! Herr Magister, die Gegenwart der Gedanken soll leben!

Ja, ja, antwortete er, wenn Sie so befehlen.

Da wir nun sahen, daß nichts weiter mit ihm anzufangen war, verliessen wir ihn und verfügten uns zur Ruhe.

Den folgenden Morgen liessen wir ihn bitten, mit uns zu frühstücken, er ließ sich aber damit entschuldigen, daß er zur Gesellschaftlichkeit nicht aufgelegt wäre. Wir mußten also abreisen, ohne von ihm Abschied nehmen zu können.

Uebrigens ist mir diese Reise sehr nützlich gewesen, weil sie Nickelsen von seinem Irrthume abgebracht und seinen Umgang um etwas merkliches angenehmer gemacht hat.

Das war doch einmal ein Briefchen! Meine Finger sind aber auch zeither recht gesund gewesen, und ich habe deswegen die Zeit zu nutzen gesucht, und seit meiner Zurückkunft fast nichts gethan, als Briefe geschrieben. Ob ich lange

diese

diese Freude haben werde? weiß ich nicht. Ich bin stets

Dein

Dich liebender

Brav.

Neunzehnter Brief.

Friz von Rosewiz an seinen Vater.

Troppenheim, den 6ten Nov.

Lieber Papa!

Sie haben mich in die Troppenheimer Schule geschickt, daß ich was Guts lernen soll. Aber es geht mir gar schlecht. Ich sehe fast nichts, als böse Beyspiele. Ich will Ihnen einmal eins erzählen. Bedenken Sie einmal, wie der Rektor in der Schule war, jagten einige grose Schüler die Truthühner und andere Hühner alle in seine Stube. Wie der Rektor in die Stube kam, so flogen sie alle in die Höhe und zerbrachen die Fenster und Gläser. Der Rektor wollte gern wissen, wer es wäre gewesen, da sagte ich es ihm, weil ich es wußte, wer es war gewesen. Da kriegten sie ihre Strafe. Aber nun waren sie so böse

böse auf mich, daß sie die Nacht drauf bey mein Bette mit einem Tuche kamen, mich einwikkelten und mich unter die Plumpe trugen, und plumpten mich ganz und gar naß. Dann liefen sie fort und liessen mich unter der Plumpe liegen. Endlich wikkelte ich mich wieder raus, und war ganz erstarrt. Ich mußte dann wieder in das Bette kriechen und kriegte bald darauf das Fieber. Seyn Sie doch ja so gut und bringen mich aus der Schule. Ich bin

Ihr Sohn

Friz von Rosewiz.

Zwanzigster Brief.

Wilhelm von Rosewiz an seinen Vater.

Troppenheim den 6. Nov.

Lieber Papa!

Sie haben uns hierher geschickt, um was zu lernen. Aber wir haben mehr Böses als Gutes gelernt. Wenn die Schule angeht, machen die Grosen lauter dummes Zeug. Letzthin, da der Rektor Stunde hielt, jagten sie unterdessen die

Hühner

Hühner in seine Stube, da flogen sie herum und zerbrachen alles: hernach wollte der Rektor wissen, wer es gewesen wäre, da sagten wir es ihm, da thaten sie uns allen Tort an. Mir haben sie ein todtes Schwein in das Bette gelegt. Darüber bin ich so sehr erschrocken, daß ich krank bin. Nehmen Sie uns ja von dieser Schule weg, denn wir lernen mehr Böses als Gutes. Ich bin, lieber Papa,

Ihr
gehorsamster Sohn,
Wilhelm von Rosewitz.

Ein und zwanzigster Brief.

Carl an Henrietten.

Carlsberg, den 7ten Nov.

Meine theureste, mir unentbehrliche, Henriette!

Ihren lieben Brief empfieng ich in einer sehr trüben Stunde, da ich durch lauter bängliche Zweifel und Vorstellungen gepeinigt wurde. Mit zitternder Hand erbrach ich ihn. O erwarten Sie nicht von mir, daß ich Ihnen die Empfindungen aus-

ausdrücke, die ich bey dem Durchlesen desselben hatte. Es ist mir schlechterdings unmöglich. Alle meine Besorgnisse benehmen Sie mir mit einemmale, liebes, gutes Mädchen. Wenn ich doch nur eine Stunde, nur eine, bey Ihnen seyn, und Sie in meinen Arm schliessen könnte, dann wollte ich Ihnen meine Freude lebhafter ausdrükken, als es in einem Briefe möglich ist. Sie halten mich für unschuldig? Gott sey gelobt dafür. Lernen Sie mich erst näher kennen, sehen Sie in mein Innerstes, dann sollen Sie immer mehr überzeugt werden, daß ich der ehrliche Carl bin, für den Sie mich itzo halten. Bitten Sie doch ja nicht um Verzeihung, Sie haben mich ja nicht beleidigt. Ihr Zorn macht Ihnen Ehre. Ich würde Sie weniger hochschätzen, wenn Sie weniger böse auf mich gewesen wären.

Daß ihr Herr Vater die Amtmanns-Stelle erhalten hat, macht wohl niemanden mehr Freude als mir. Um Ihretwegen, meine Geliebte, aber freylich auch um meinetwegen. Nun denke ich dem Ziele, auf welches zeither alle meine Wünsche gerichtet waren, näher zu seyn. Ists nicht wahr?

Itzo will ich noch einen starken Schritt thun, um das Ziel ganz zu erreichen. Ich reise ab, um

meine

meine Mutter aufzusuchen. Leben Sie unterdessen wohl, und versagen Ihre Liebe nicht

Ihrem

beständigen Verehrer

Carlsberg.

Zwey und zwanzigster Brief.

Der Professor Ribonius an den Diakonus Rollow.

Grünau, den 9ten November.

Sie haben meinen Brief nicht beantwortet, vermuthlich deswegen, weil Sie nicht wußten, was Sie darauf antworten sollten. Itzo bedarf ich Ihres Raths nicht ferner. Wenn Sie diesen Brief erhalten, so bin ich nicht mehr. Mein Elend hat die höchste Stufe erreicht. Meine Frau hat mir eine venerische Krankheit mitgetheilt, die schon meinen ganzen Körper durchdrungen hat, und in meinem Innersten wüthet. Nun ist doch wohl die Rolle ausgespielt? Nun darf ich doch abtreten? Ich soll gewiß erst verwesen, ehe ich sterbe? Nein, ich will erst sterben, und dann verwesen. Die Pistole ist geladen — der Hahn aufgezogen — Adieu!

Drey und zwanzigster Brief.

Doctor Feldland an den Diakonus Rollow.

Koldingen, den 11. Novemb.

Mein lieber Herr Diakonus!

Ihrem Auftrage gemäs habe ich Ihre Schwägerinn besucht, und sie in sehr traurigen Umständen gefunden. Ihr ganzer Körper ist zerrüttet. Sie hat die schmerzhaftesten Krämpfe und hysterischen Zufälle. Bisweilen auch Anfälle von der Epilepsie. Ihre ganze Einbildungskraft ist verwirrt, und zu gewissen Zeiten äussert sich wirklich Wahnwitz. Ich will an ihr thun, was mir möglich ist, um ihren Zustand einigermasen erträglich zu machen. Helfen kann ich ihr aber nicht, das sage ich voraus. Einen so sehr zerrütteten Körper wieder herzustellen, ist mir so unmöglich, als einem alten grauen Kopfe die jugendliche Munterkeit wieder zu verschaffen. Durch vieles Zureden habe ich sie endlich dahin gebracht, daß sie mir causam morbi entdeckt hat. Sie war die nämliche, die ich gleich anfänglich argwohnte. Sie hat sich nämlich dieses Elend zugezogen, indem sie — — — — —

— — — — — —

Bey dieser Gelegenheit muß ich Ihnen doch sagen, lieber Herr Diakonus, daß dieses Uebel immer weiter um sich greift, und im Stillen die größten Verwüstungen unter dem weiblichen Geschlechte anrichtet. Ein groser, vielleicht der größte Theil der weiblichen Krankheiten, Melancholie, Empfindeley, Launen, die so viele Ehen unglücklich machen, entspringen daraus. Die vielen schwächlichen Kinder, die in unserm Jahrhundert auf die Welt treten, schreibe ich grosentheils diesem Uebel zu. Denn wie kann ein zerrütteter Körper einen gesunden und starken hervorbringen? Ja, so wie ein Instrument, dessen Saiten theils zu hoch, theils zu niedrig gespannt sind, immer falsch anspricht, wenn auch der Spieler immer richtig greift, so empfindet auch ein Frauenzimmer, dessen Nerven in einer so kläglichen Zerrüttung sich befinden, immer falsch. Und ich weiß nicht, ob ich recht habe, ich schreibe die Fühllosigkeit gegen das wirklich Schöne, Edle und Gute, und die Neigung zum Grotesken und Fratzenhaften, die oft nur allzusichtbar ist, grosentheils auf die Rechnung dieses Uebels.

Was mich am mehresten dauert, das ist, daß dieß Uebel fast immer von der grosen Unwis-

 senheit

senheit herrührt, in der unsre Mädchen aufwachsen. Sie lernen den Katechismus und Spruchbuch, und, wenn sie vornehm erzogen werden, Tanzen, Musik, Französisch und etwas Geographie. Wo sind aber die, die sie mit der Beschaffenheit, der hohen Bestimmung ihres Körpers, und mit den Gefahren, denen er ausgesetzt ist, bekannt machen?

Man sage mir nur nicht von Aufklärung, so lange die Mittel noch nicht da sind, diesem Uebel abzuhelfen. Die Entdeckung von Südindien, die Erfindung des Luftschiffs, die Wegräumung vieler Vorurtheile, in der Theologie und der Staatsverfassung, das hilft wahrlich alles wenig, so lange die Gesundheit unserer Mädchen, in deren Armen unsre Jünglinge ihre Zufriedenheit suchen, und die uns die künftigen Bürger des Staats liefern sollen, nicht hinlänglich gesichert ist. Ich wollte lieber, daß meine Töchter, Hexen, Gespenster, Nixen und Kobolde, glaubten, und dabey gesund wären, als daß sie das alles nicht glaubten, und durch ihren zerrütteten Körper ihre künftigen Männer und Kinder unglücklich machten.

Woher kommt aber diese himmelschreyende Verwahrlosung? So viel ich bemerkt habe, aus der falschen Schamhaftigkeit und der grosen Unverschämt-

verschämtheit, die zu gleicher Zeit sich allenthalben ausbreiten. Man will nicht von der Natur reden, wie sie ist, zugleich ist man aber ausserordentlich sinnreich, auf die unverschämteste Art, die Einbildungskraft junger Leute so zu erhitzen, daß sie ihnen die Natur in einem Reize zeigt, den sie nie hat.

Glauben Sie mir, lieber Herr Diakonus, auf mein Wort, als einem erfahrnen Arzte, wenn wir unsern Kindern die Natur beschrieben, wie sie ist, sie würden tausendmal enthaltsamer seyn. Ein Bild, das man richtig sich vorstellt, thut beyweitem die Wirkung nicht, die erfolgt, wenn eben dieß Bild durch die Einbildungskraft hervorgebracht wird. Völlige Nacktheit ist nie so gefährlich, als wenn ihr ein Schleyer umgehängt wird. Ich will ohne Bedenken jedem Frauenzimmer eine umständliche Beschreibung von den verschiednen Theilen des menschlichen Körpers, und ihrer Bestimmung in die Hände geben: ich würde aber für ihre Wohlfahrt zittern, wenn ich sie bey einem wollüstigen Gedichte anträfe.

Wenn Gott, der Allerheiligste, sich nicht geschämt hat unsern Körper so zu bilden, wie er ist, so sollten wir armen Sünder uns nicht schämen ihn

so zu beschreiben, wie er ist. Gottes Werk kann nie schändlich seyn. Das gezierte, verblümte Reden kommt wohl noch von dem alten Pfaffengeiste her, der einst in aller Propheten Munde war, und die Leute überredete, das heilige Geschäfte der Erzeugung des Menschen, und alles, was darauf Beziehung hat, sey ein Werk des Teufels. Die Bibel hat nie so geredet. Nehmen Sie mir es nicht übel, lieber Herr Diakonus, daß ich Ihnen dieß alles so schreibe, ich hielt mich dazu als ein gewissenhafter Arzt für verbunden. Und Sie, als ein gewissenhafter Geistlicher, sind verbunden an Wegschaffung dieses Uebels zu arbeiten.

Aber freylich — wie Sie das anfangen sollten weiß ich nicht. Ich glaube man verböte Ihnen die Kanzel, wenn Sie so etwas unternehmen wollten. Leute von Ihrem Stande müssen sich ja immer stellen, als wenn Sie nicht wüßten, daß es zweyerley Geschlechte gebe. Ich bin

Ihr

ergebenster Diener,

D. Feldland. (*).

Vier

(*) Wenn dieser Brief etwas räthselhaft ist, so lege man es dem guten Doctor nicht zur Last. Ich habe seinen

Vier und zwanzigster Brief.

Luise Helwingin an Henrietten.

Grünau, den 12ten November.

Viel Glück, liebes Jettchen, zur Amtmanns-stelle! Viel Glück auch zu deinem Carl! der dir hoffentlich nun nicht entgehen wird, da alles eine so glückliche Wendung genommen hat.

Da nun alles eine so glückliche Wendung genommen hat, so wirst du es mir hoffentlich nicht verdenken, daß ich gesucht habe, von dieser glücklichen Wendung so viel zu profitiren, als unter diesen Umständen zu profitiren möglich war. Dein lieber Hofrath Grimmlein ist mir zugefallen. Er hat kurz und gut bey mir angefragt, ob ich nicht Lust hätte seine Frau zu werden? und ich habe ihm kurz und gut geantwortet, daß ich davon nicht abgeneigt wäre. Künftige Woche werden wir ohne alles Gepränge getrauet. Ich verbitte alle Spöttereyen, liebes Jettchen! Wenn es lächerlich gewesen wäre, wenn er sich mit dir

seinen Brief umändern müssen, um der Delicatesse gewisser Leser zu schonen. Eben deswegen ist auch eine Stelle ausgestrichen. 1884. wird so etwas schon nicht mehr nöthig seyn.

verbunden hätte, so ist deswegen seine Verbindung mit mir noch nicht lächerlich, da ich um ein ziemliches älter als du bin. Ich gestehe es dir aufrichtig, daß ich gegen ihn die Neigung nicht empfinde, die du gegen deinen Karl haben wirst, daß wenn ich unter hundert Männern hätte wählen sollen, die Wahl vielleicht auf ihn zuletzt gefallen wäre. Auch leugne ich gar nicht, daß ich zurückbebte, da er mir den ersten Kuß gab (und das ist doch sonst meine Art gar nicht) und daß ich mir in seinem Umgange wenig oder kein Vergnügen verspreche. Aber was soll ich thun? Einen Mann muß ich doch haben. Denn ein Frauenzimmer, von meinen Jahren, ohne Mann, kömmt mir vor, wie ein Weinstock, der keine Stange finden kann, an der er sich in die Höhe windet, der auf der Erde hinwächset, und von den Vorübergehenden zertreten wird.

Und ein Mann ist er ja, und so viel ich weiß, ein ehrlicher, rechtschaffner, Mann. Das Sonderbare in seinem Betragen vergebe ich ihm gerne. Es ist eine Folge des Studirens, so wie harte Hände eine Folge des Schmiedens und blaue Hände eine Folge der Färberey sind.

Wenn

Wenn ich freylich — Doch was hilft das wenn und wenn und wenn alles. — Genug, unter meinen Umständen konnte ich keinen andern bekommen, als Grimmlein, daher will ich mir Mühe geben, mit ihm zufrieden zu seyn. Man muß, wie mein seliger Vater sagte, die Feste feyern, wie sie fallen.

Zur Hochzeit bitte ich dich nicht, weil wir miteinander eins geworden sind, gar niemanden zu bitten. Nach der Hochzeit wird mir aber dein Besuch grose Freude machen. Ich bin stets

Deine

Freundin

Luise.

Fünf und zwanzigster Brief.

Der Diakonus Rollow an Carln.

Grünau, den 14. Nov.

Mein Bester!

Wenn Sie gleich meinen letzten Brief unbeantwortet gelassen haben, so argwohne ich doch nichts Böses, weil ich schon einigemal bin überzeugt wor-

worden, daß man sich irre, wenn man Böses von Ihnen argwohnet.

Ich bin seit etlichen Tagen, wegen verschiedner Verdrüßlichkeiten, die mir begegnet sind, nicht ausgegangen, und habe mein Herz gegen Niemanden ausschütten können. Da es nun ganz voll ist, so erlauben Sie mir, daß es sich in diesem Briefe ergiessen darf.

Ribonius hat sich doch noch durch einen Pistolenschuß entleibt. Er schrieb mir, kurz vor der That, noch eine sehr traurige Schilderung seines Zustandes, ehe ich ihm aber darauf antworten konnte, hatte er sein Leben abgekürzt. Dieser Fall hat mich durchaus erschüttert. Ich bin dadurch in der Meynung noch mehr befestigt worden, daß die Einrichtung unserer Gesellschaften ganz schreckliche Fehler haben muß, weil Menschen sich selbst entleiben können, damit sie nur aus diesen Gesellschaften herauskommen. Und wenn der Grund vom Selbstmorde wirklich in der Beschaffenheit des Bluts läge, so ists doch Schande, daß wir die Menschen nicht so zu erziehen wissen, daß sie besser Blut bekommen. Und, wenn die Beschaffenheit des Bluts die Ursache von man-

chem Selbstmorde ist, so ists eben so gewiß, daß mancher Selbstmord, durch die Beschaffenheit des Bluts, verhindert wird. Denn ich kenne gar manchen, der sich långst würde erschossen haben, wenn er den damit verknüpften Schmerz nicht gescheuet hätte. Es muß, mein Bester, schreckliches Elend im menschlichen Leben seyn, wenn Menschen, durch das Gefühl desselben, können bewogen werden ihr Leben mit Füssen zu treten, und Ihrem Schöpfer gleichsam zurück zu stosen.

Er hat ein ehrliches Begräbniß bekommen. Dieß hat mich mit unsern gegenwärtigen Zeitgenossen einigermasen wieder ausgesöhnt. Vor funfzig Jahren hätte man wohl dem Unglücklichen sepulturam asininam zuerkannt.

Ich bin auch sehr mißmuthig, ob ich gleich weiß, daß die Grundsätze meiner Religion es verhindern werden, daß mein Mißmuth nie bis zum Selbstmord mich treiben wird. Je länger ich mein Amt treibe, desto lästiger wird es mir. Ich predige mir selbst alle Tage den Grundsatz vor, daß jeder Mensch auf dem Posten, wohin ihn Gott gestellt hat, mit möglichster Treue arbeiten müsse, und thue es auch, so viel an mir ist. Aber Gott

weiß es, wie sauer es mir wird. Entweder ich muß meinen Einsichten ganz entsagen, und meine Art zu handeln und zu denken, nach altem Gebrauche und Herkommen formen, oder ich muß in beständigem Streite mit meinen Collegen leben.

Zum Exempel. Da wurde ein gewisser Schneider, Namens Rittiger, verklagt, daß er mit einigen Bürgern Erbauungsstunden hielt, und die mehresten meiner Collegen sahen es als ein Verbrechen an. Und ich, der ich immer dafür stimme, daß jeder Mensch die Freyheit haben müsse, die er, ohne die öffentliche Ruhe zu stören, haben kann, sehe darinne gar nichts Sträfliches. Dem ohnerachtet war die Reihe an mir, die Sache nebst einem andern Geistlichen, unter dem Vorsitze unsers Superintendenten, zu untersuchen. Hier ist ein kleines Gemälde von dieser Untersuchung.

S. Nu mein liebster Meister, was muß ich denn von ihm hören?

R. Ich hoffe, Ihro Hochwürden, nichts als Liebes und Gutes.

S. Man hat mir ja aber gesagt, daß er heimliche Zusammenkünfte in seinem Hause hielte.

R. Da sind Sie falsch berichtet, Ihro Hochwürden.

S. Also will er Sünde auf Sünde häufen? Will auch noch leugnen? Soll ich ihm Zeugen aufstellen?

R. Das haben Sie gar nicht nöthig. Was wahr ist, das gesteh ich, ohne daß Zeugen brauchen abgehört zu werden, und was nicht wahr ist, das lasse ich nicht auf mich kommen, und wenn die ganze Stadt gegen mich zeugte.

S. Kann er es denn leugnen, daß die Bürger X. Y. und Z. bey ihm zusammenkommen?

R. Das will ich gar nicht in Abrede seyn. Aber das leugne ich nur, daß das heimliche Zusammenkünfte sind. Es kann ja dazu kommen wer da will, und wenn Ihre Hochwürden morgen mir die Ehre thun und der Versammlung beywohnen wollen, so soll Ihnen mein Haus offen stehen.

S. Dazu fühle ich nun eben keinen Beruf, daß ich mein Amt vernachlässigen und von Meister Rittigern ein Zuhörer werden soll. He! He! He! Aber was schafft er denn, wenn er Zusammenkünfte hält?

R. Alles Gutes. Erst singen wir ein gutes Lied, dann lese ich oder ein andrer Meister eine

Betrachtung aus einem geistlichen Buche, hernach singen wir wieder ein paar Verse, und ermuntern einander, daß wir ehrlich und rechtschaffen handeln wollen, so wie es uns unser lieber Heiland gelehrt hat.

S. Das ist ja aber Unordnung. Das könnte ja alles in der Kirche geschehen.

R. Die Kirche versäumen wir nicht. Ihro Hochwürden. Aber Sie sind ja bisweilen in grosen Gesellschaften, auf Kindtaufen, und Hochzeiten, reden Sie denn da so wie es Ihnen ums Herz ist?

S. Was das für eine Frage ist! Es ist ja die Rede nicht von Kindtaufen und Hochzeiten, sondern von den öffentlichen gottesdienstlichen Versammlungen der Christen. Was will er denn mit der Frage da?

R. Es ist nur so ein einfältiges Gleichniß. Aber darinne habe ich doch wohl recht, daß Sie viel offenherziger reden, wenn Sie unter Ihrer Familie und unter lauter guten Freunden, als wenn Sie in einer Gesellschaft sind, wo Crethi und Plethi zusammenkommt.

S. Das erfordert ja die christliche Klugheit. Was will er aber mit der Frage sagen?

R. Sehn Sie! unsere gottesdienstlichen Versammlungen gemahnen mich eben so, wie eine Gesellschaft wo Crethi und Plethi zusammen kommt. Da kommt einer, weil es Sonntag ist, dort ein anderer, um sein neues Kleid zu zeigen, da wieder ein anderer, um die jungen Weiber zu besehen. Man kann da keine rechte Andacht haben. Wenn aber wir zusammen kommen, so ists, wie wenn ein Herz und eine Seele zusammen kämen. Wir kommen alle um uns zu erbauen, und aus Gottes Wort Rath und Trost zu holen. Und da werden Sie wohl selbst einsehen, daß da weit mehr Herzlichkeit ist, als in einer Gesellschaft, wohin Crethi und Plethi kommt.

S. Also glaubt er doch wohl, daß er andern aus Gottes Wort guten Rath und Trost geben könne? He! He! He! ich dächte er bliebe bey seiner Nadel, Meister Rittiger! wäre besser! viel besser!

R. Da hätte aber auch der Apostel Petrus bey seinem Hamen bleiben müssen?

S. Es ist schrecklich. Da glaubt er doch also, daß er eben so viel sey, als der Apostel Petrus?

R. Das wohl nicht. Ich meyne nur, wenn der Apostel Petrus, als ein Fischer, andern guten

ten Rath und Trost geben könnte, so könnte ichs auch, als ein Schneider. Sie müssen mich nur recht verstehen, Ihro Hochwürden.

S. Weiß er denn aber nicht, daß der Apostel Petrus die Gabe des heiligen Geistes empfangen hatte?

R. Das weiß ich wohl. Was verstehn Sie aber durch die Gabe des heiligen Geistes?

S. Wenn er andern aus Gottes Wort guten Rath und Trost geben will, so sollte er ja das längst wissen, Meister Rittiger. Es sind die Wundergaben, die in der ersten Kirche waren.

R. Aber haben Sie denn diese Wundergaben?

S. Es ist schrecklich.

R. Ich will aber nur wissen, ob Sie sie haben?

S. Freylich nicht.

R. Und geben doch aus Gottes Wort guten Rath und Trost? Warum soll ich es denn nicht auch thun dürfen?

S. Dafür habe ich ja aber studirt, und bin ein berufner Diener des göttlichen Worts.

R. Die Bücher, die ich vorlese, und daraus ich guten Rath und Trost ertheile, sind ja aber

aber auch von Studirten und Dienern des göttlichen Worts geschrieben.

S. Meister Rittiger! Ists nicht wahr, der Arzt ist verordnet die Kranken zu heilen, und es wird keinem Schneider erlaubt zu kuriren?

R. Oeffentlich zu kuriren ist ihm so wenig erlaubt, als öffentlich zu lehren. Können Sie mir es denn aber verwehren, wenn ich meinen Freunden und Anverwandten Arzney gebe?

S. Wie denn aber da, wenn sie von der Arzney sterben?

R. Da habe ich es auf meinem Gewissen, da muß ich Rechenschaft davon geben. Und wenn ich meinen Freunden in meinen Erbauungsstunden einen falschen Weg zeige, so habe ich es auch zu verantworten.

S. Man sieht ja wohl, was bey den Winkelzusammenkünften herauskommt. Da haben wir erst vor kurzem das Exempel an dem berüchtigten Rosenfeld.

R. Nehmen Sie mir es nicht vor übel, Ihro Hochwürden, das war keine hübsche Vergleichung. Rosenfeld war ein Schelm, und ich bin ein ehrlicher Mann. Wie würde es Ihnen denn gefallen,

wenn ich Sie mit dem Doctor Dodd vergleichen wollte. Da haben wir ja das Exempel, was bisweilen für Leute unter den Geistlichen sind. Der wurde ja gar gehängt, weil er falsche Wechsel gemacht hatte.

S. Das ist ja abscheulich — denkt einmal! mich mit dem Doctor Dodd zu vergleichen. Da sieht man, was dabey herauskommt, wenn die Handwerksleute sich über ihre Werkstatt erheben. Kurz von der Sache zu kommen, das Hochehrwürdige Consistorium verweißt ihm hiermit seinen Vorwitz, und, falls er sich wieder betreten läßt, daß er Winkelzusammenkünfte hält, so wird man deswegen bey der weltlichen Obrigkeit Ansuchung thun, daß er mit Gefängnißstrafe belegt wird.

R. Das will ich doch wohl sehen, wer mir verwehren will, Gottes Wort zu reden. Hat nicht der Apostel Paulus gesagt: lehret und ermahnet einander mit Psalmen und Lobgesängen, und mit geistlichen lieblichen Liedern! Darnach werde ich mich richten, und auch denken: man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen.

Mit diesen Worten gieng er trotzig fort.

Ich

Ich hatte bis itzo geschwiegen, um dem Ansehen des Superintendenten nicht zunahe zu treten. Kaum war aber der Schneider abgetreten, so bezeigte ich mein Mißfallen an dem gefällten Urtheile, und sagte, daß ich es für äusserst intolerant hielte. Christen hätten allerdings die Freyheit, einander zu belehren und zu berathen. Wenn ihre Zusammenkünfte Aufsehen erregten, so könnten ihnen die Geistlichen wohl deswegen eine Erinnerung geben, aber sie zu verbieten, oder gar sie deswegen zu bestrafen, käme weder den Geistlichen, noch der Obrigkeit, schlechterdings nicht zu.

Hierüber gerieth ich mit dem Superintendenten in einen Wortwechsel, der so heftig wurde, daß ich mich am Ende entfernen mußte, um nicht etwa in der Hitze Worte auszustosen, die mir Verantwortung hätten zuziehen können.

Ich denke, ich werde aber die Folgen dieses Wortwechsels zu seiner Zeit schon noch fühlen müssen.

Daß doch alles darauf losarbeitet, andere Menschen von sich abhängig zu machen! Daß man doch so selten Redliche findet, die die Frey-

 heit,

heit, die jeder Erdebewohner zu fordern berechtigt ist, zu befördern suchten!

Fortsetzung.

Nach diesem unangenehmen Auftritte, der mich in die heftigste Unruhe versetzt hatte, hatte ich einen andern, der mir meine Gemüthsruhe wieder schenkte.

Ich wurde nemlich zu dem Geistlichen gerufen, der Sie ohnlängst durch seine Predigt erbauete, um ein Zeuge seines Abschieds von unserer Erde zu seyn. Er war sehr schwach, und die Züge des Todes waren schon auf seinem Gesichte sichtbar. Aber sein Gemüth war so ruhig und so heiter, als wenn es schon den Vorschmack des künftigen Lebens hätte.

Lächelnd reichte er mir die Hand. Und da ich ihm einige Sprüche zu seinem Troste sagen wollte, antwortete er: „ich habe Sie nicht rufen lassen, um von Ihnen Trost zu nehmen, sondern um Ihnen Trost zu geben. Ich bedarf des Trostes nicht mehr, lieber Herr College, ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe Glauben gehalten, ich habe den Lauf vollendet, hinfort ist mir beygelegt die Krone der Gerechtigkeit. Sie aber haben noch manchen schweren

Kampf

Kampf vor sich und manchen ermüdenden Lauf. Sehn Sie mich sterben! Sehn Sie, wie ruhig man von der Welt treten und dem Richterstuhle Jesu Christi entgegen gehen kann, wenn man unter den Trübsalen nach Gottes Willen ausgehalten, und seine Pflicht gethan hat.„

Er erzählte mir hierauf die deutlichen Spuren der göttlichen Vorsehung, die Beweise von Erhörung des Gebeths, die Proben vom göttlichen Beystande in der Versuchung, und vom Troste in der Trübsal, die er erhalten habe; sagte mir auch von der Hoffnung beßrer Zeiten, die er mit aus der Welt nähme, und überreichte mir ein versiegeltes Papier, das ich, ihm zum Andenken, behalten sollte.

So sprach er bis gegen Abend, und ich fühlte mich so selig, das menschliche Elend schien mir so gering, des Lebens Weg so kurz, daß ich mir alle mögliche Trübsale auszuhalten trauete, wenn ich dies Gefühl immer recht lebhaft behalten könnte.

Gegen acht Uhr verließ ihn die Sprache, und er redete nur durch Minen, gegen zehn Uhr aber entschlief er, und meine, und die Thränen einer

zahlreichen Familie fielen auf seinen Leichnam und erzählten sein Lob.

Ich schreibe Ihnen dies nicht ohne Absicht, lieber Herr von Carlsberg! denn auch Ihrer warten Widerwärtigkeiten, die Sie aber alle überwinden werden, wenn Sie oft an das Ziel denken, das unsern Widerwärtigkeiten gesetzt ist.

Hier haben Sie auch die Copie von der versiegelten Schrift, die mir der Sterbende überreichte, die Ihnen, in vielerley Rücksichten, wichtig seyn muß.

„Als ich einst von einer langen Kinderlehre ermüdet mich auf mein Lager warf, und die grosen Fehler überdachte, die der Unterricht und die Erziehung unserer armen Kinder haben, fiel ich in einen sanften Schlaf. Und siehe, da stund ein Mann vor mir, der hatte einen leinenen Leibrock an, und seine Gestalt war fast schön. Ich erschrack ob dem Gesichte.

Er aber that seinen Mund auf und sprach: Warum ist deine Seele so betrübt, und dein Gesicht so voll Unmuths.

Und ich antwortete und sprach zu ihm: Ach Herr! Herr! wie kann ich frölich seyn! Siehe die

die Kinder meines Volks haben Gottes Weg verlassen, und Wege gesucht, die nicht gut sind. Es ist gekommen Jesus in die Welt, als das wahrhaftige Licht, das alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen, aber mein Volk hat ihn verworfen. Es hat sich von ihm abgewendet, und ist zurückgekehrt zum Moses, und lehrt ihn in den Schulen und predigt ihn auf den Kanzeln. Es hat seine Ohren abgewandt von dem Worte Jesu, das köstlicher ist, denn viel tausend Stück Goldes und Silbers, und sie gerichtet auf die Auslegungen der Schriftgelehrten, die nicht gut sind, und weder Gerechtigkeit noch Frieden unsern Seelen zu verschaffen vermögen. Dazu wird der Name Gottes bey uns verlästert. Die Kinder, die Gott geschaffen hat, und die uns Jesus zum Vorbilde stellte, werden in ein übles Gerücht gebracht, als wenn sie Kinder des Teufels wären, und als wenn der heilige Vater, der Aller seiner Werke sich erbarmet, und den Raben und Nachteulen und Rohrdommeln in der Wüsten gut gemacht hat, allein die Menscheu böse gemacht hätte. Und ob schon das Bild Gottes in jedem Säugling uns anlacht, so schreyet man doch, das sey das Bild des alten Drachen, der vom Himmel ausgeworfen ist. Und die Kinder meines

 Volks

Volks werden geschlagen und mit Ruthen gehauen, und mein Volk muß Sünder seyn. Darum wird des Uebertretens immer mehr auf Erden, und die Lasten, unter dem mein Volk kröchzet, werden groß wie Berge Gottes. Ach, daß die Hülfe aus Zion über Israel käme, und der Herr sein Volk erlösete!

Und der Mann, der mit mir redete, erhob seine Stimme und sprach: sey getrost und fürchte dich nicht! es ist noch um eine Zeit und zwey Zeiten und eine halbe Zeit, so wird die Sonne der Gerechtigkeit aufgehen, und das Kind des Unverstandes offenbar und verworfen werden.

Und ich hob meine Augen auf und sahe, und siehe, da war ein groses Volk, wie Sand am Meere, das hatte Asche gestreuet auf seine Häupter, und seine Kleider zerrissen und Säcke um seine Lenden gegürtet. Und es erhob seine Stimme und weinte fast sehr, und klagte laut und sprach: Ach Herr, du gerechter Gott, erbarme dich unser, und sey deinen Knechten gnädig! denn unsere Sünden sind schwer und unsre Missethat ist groß bis in den Himmel. Denn wir haben deinen heiligen Namen gelästert dadurch, daß wir die Säuglinge, aus deren Mund du dir ein Lob zubereitet

hast,

haſt, verſchrieen, ihnen ein böſes Gerücht bey allen Menſchenkindern gemacht haben, als wenn ſie voll Haß gegen dich, und voll Bosheit gebohren würden. So ſie doch dein Werk ſind, und das Bild deiner göttlichen Güte an ſich tragen. Und nun, Herr! Herr! wir erkennen und bekennen es, daß wir thöricht gehandelt, und durch unſre eigne Gottloſigkeit, und verkehrte Erziehung, dein Werk verderbt haben. Wir ſchlagen an unſre Brüſte und ſeufzen: Gott, ſey uns armen Sündern gnädig! Und fortan wollen wir nicht die Schuld von den Sünden unſerer Kinder ihnen, ſondern uns ſelbſt und unſerm Unverſtande beymeſſen. Auch wollen wir nicht mehr unſern Kindern blos zurufen: ſeht auf uns! ſondern wir wollen männiglich die Stimme deines Sohnes hören, und umkehren und werden, wie die Kinder.

Und ich hörete eine Stimme, wie einer ſtarken Poſaune, die rief und ſprach: kommt zu Haufe, alle die ihr auf Erden wohnt und fern am Meere! Eure Miſſethat iſt zwar faſt groß, und die Thränen unſchuldiger Kinder, die eure Verkehrtheit ausgepreßt hat, ſind durch die Wolken gedrungen! Weil ihr aber euch vor Gott demüthiget und das Bekenntniß ablegt, daß ihr

durch euren grosen Unverstand die Kinder verderbt, auch versprochen habt, von nun an, euch nach den Kindern zu bilden: darum wird euch auch der Herr gnädig seyn, und euch Kinder schenken, an denen ihr eure Lust sehen, und die euch trösten werden in eurem Alter.

Und die Stimme redete weiter und sprach: so es euch ein Ernst ist, und ihr von ganzem Herzen auf des Herrn Wege wandeln wollt, so thut von euch alles, wodurch zeither eure armen Kinder sind verwirrt, und tückisch und boshaft gemacht, und zum Ungehorsam sind gereizt worden.

Bringt zu Hause alle Katechismen, die ihr zeither eure Kinder zu lernen zwangt, und werft sie in das Feuer. Denn meine Kinder haben gefühlt, daß diese Bücher für sie unschicklich sind, und ihr Herz hat sich dagegen empört, und ist so des Ungehorsams und des Uebertretens fast viel worden auf Erden. Und von nun an soll es geschehen, daß die Kinder der Christen nicht mehr sollen unterwiesen werden, nach dem Gesetze, das Israel empfieng, da es aus dem Diensthause geführt wurde, und noch den knechtischen Geist hatte, den es im Diensthause annahm, sondern nach der Anweisung Jesu, der einen kindlichen Geist

Geist seinem Volke mitgetheilt hat; auch sollen die Kinder nicht mehr angeleitet werden zu betrachten die Werke der Schriftgelehrten, die Zank und Zwietracht, Rotten und Aufruhr gebahren, sondern sie werden betrachten die Werke Gottes männiglich, und sich drob freuen, und preisen den allmächtigen, weisen und guten Herrn, der dies alles gemacht hat. Auch wird ihr Fürwitz nicht mehr gelenkt werden auf Dinge, die im Himmel sind, und die Niemand begreifen kann, als der vom Himmel kommen ist, sondern sie werden ihre Aufmerksamkeit richten auf das, was auf Erden ist.

Und die Stimme ertönte abermals und sprach: Bringt herbey alle Vokabelbücher aus allerley Sprachen und Zungen, die eure Kinder auswendig zu lernen gezwungen wurden, und verbrennt sie mit Feuer. Denn dadurch ist die Liebe zur Weisheit, die ihnen der Schöpfer Himmels und der Erde einpflanzte, getödtet, und Haß und Abscheu gegen alles Lernen beygebracht worden. Und von nun an wird man mehr lernen, was die Dinge sind, weder wie sie genannt werden. Und gleichwie zu Adam alle Thiere geführt wurden, daß man sähe, wie er sie nennte, also

wer=

werden den Kindlein auch erst die Sachen, hernach ihre Namen bekannt gemacht werden.

Und ich sahe ein groses Getümmel über den ganzen Erdkreis. Jedermann war willig von sich zu thun alle Bücher, die zeither die Kindlein verwirrt hatten, und man brachte sie zu Hause, und es entstund daraus ein Gebirge, das sich erstreckte von Warthus bis an das Mittelländische Meer, und dessen Spitze reichte bis an den Himmel. Und man zündete das Gebirge an und machte einen sehr grosen Brand, so daß Europa bedeckt wurde mit den Funken und der Asche von Katechismen und Vokabeln. Und alles Volk frolockte, und alle Kinder klopften in die Hände und freueten sich und hüpften, da sie sahen alles, was da geschahe.

Noch einmal erschallte die Stimme vom Himmel und sprach: Bringt zu Hause alle Stöcke und Ruthen, mit denen zeither die unschuldigen Kinder gepeitscht und blutrünstig geschlagen wurden, daß ihrer nicht mehr gedacht werde. Denn gleichwie die Blumen des Feldes, und die Vögel des Himmels und die Fische im Meer und alles Thier, das auf Erden kreucht, wächst und gedeihet, und frölich ist, ohne daß es geschlagen wird; also

soll

soll auch fortan der Mensch, der nach Gottes Bilde gemacht ist, wachsen, gedeihen und frölich seyn, ohne durch Schläge dazu gezwungen zu werden. Und fortan soll es nicht mehr geduldet werden, daß die Kinder der Menschen, die zu Herren der Erde gemacht sind, geschlagen werden, wie im Aegyptischen Diensthause, sondern sie sollen frey seyn, und jeder wird in seinem Kind erkennen das Bild Gottes, der es gemacht hat, und es hochschätzen und ehren.

Und einer aus dem Volke trat hervor und that seinen Mund auf und sprach: Ach Herr! Herr! zürne nicht, daß ich rede und den Kummer meines Herzens vor dir ausschütte. Siehe, deine Knechte, die zeither in den Schulen arbeiteten, vermochten nicht den unschuldigen Haufen zu zähmen, ob sie gleich mit Fäusten um sich schlugen und ihre Hände bewafnet hatten mit Stöcken und Ruthen. Wo sollen wir denn bleiben, wenn unsre Waffen uns entrissen werden! Deine Knechte werden ausgezischt und gesteinigt und mit Erdenklösen geworfen werden. Darum wollest du mein Angesicht nicht beschämen, und deinen Knechten erlauben, förderhin sich gegen die Mißhandlungen der Jugend zu bewafnen mit Stöcken und Ruthen.

Und die Stimme antwortete ihm zorniglich und sprach: Siehe, du bist auch einer von denen, die die unschuldigen Kindlein verderbt haben, und deine Sprache verräth dich. Solltest du dich nicht schämen, einen unschlachtigen Haufen zu nennen die unschuldigen, die Gott gemacht hat? Siehe, du selbst, und diejenigen, die deines Gleichen sind, sind es, die die Werke Gottes verderbt haben. Bessert an euch, so werden auch eure Kinder besser werden. Lernt euch regieren, so werdet ihr leicht auch die Kinder regieren. Laßt sie nicht handeln nach den Satzungen der Menschen, sondern nach den Weisungen ihres Schöpfers, die in ihr Herz geschrieben sind, so werden sie williglich folgen, und sie werden euch lieben und euch küssen, und um euch tanzen, wenn ihr fortan aufhöret sie zu peitschen nnd zu raufen und mit Fäusten zu schlagen.

Da ward das Herz alles Volks gewandelt, und alle Stöcke und Ruthen wurden zerbrochen und ins Feuer geworfen und verbrannten, und ihre Asche wurde vermischt mit der Asche der Katechismen und Vokabeln.

Und der ganze Erdkreis ward frölich und sang mit lauter Stimme; Frolockt dem Herrn alle

Völ-

Völker, und preiset ihn alle Geschlechte der Erden! Denn er hat erhört das Winseln der jammernden Unschuld, und seine Ohren geneigt zu den Thränen der Kinder seines Volks; und hat zerbrochen das schwere Joch des Katechismus und von dem Nakken der Unmündigen genommen die Last der Vokabel. Den Stecken des Treibers hat er zerbrochen, und ins Feuer geworfen die Ruthe des zornigen Mannes. Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hat er sich ein Lob zugerichtet, daß er vertilge den Feind und den Rachgierigen. Ihre Klagen hat er verwandelt in einen Reihen und ihre Thränen in Loblieder. Das werde geschrieben auf die Nachkommen, und das Volk, das geschaffen soll werden, wird den Herrn loben.

Und ich wandte mich und sahe, und siehe, alle Lehrer bemüheten sich wegzustreichen alle Runzeln, die zeither ihr Angesicht unfreundlich und mürrisch gemacht hatten, und ihre Blicke wurden heiter, wie die Sonne in ihrem Aufgange. Und sie mischten sich in die Gesellschaften der Kinder, und liefen mit ihnen nach dem Ziele, schlugen mit ihnen den Ballen, und lehrten sie treiben den Kräusel. Deß freueten sich die Kinder fast sehr, und schlangen ihre Arme um ihre Hälse, und herzeten

zeten sie und küßten sie. Auch sah ich herbeyführen grose Lastwagen voll Aepfel und Birn und Nüsse, und Semmelmehl, um daraus zu backen allerley köstliches und liebliches Backwerk, und Aepfel und Birn und Nüsse wurden gegeben je zwier und zwier, denen, die am willigsten waren, zu hören auf die Stimme ihres Lehrers, dazu auch allerley köstliches und liebliches Backwerk. Und alle Kinder beeiferten sich zu hören die Stimme des Lehrers, und wegzuthun, was in seinen Augen mißfällig war.

Und ich sahe die Lehrer mit ihren Schülern durchwandeln die Felder, und erstiegen die Berge und besahen die Blumen des Feldes, und Vögel des Himmels und die Fische im Wasser, und alles Thier, das auf Erden kreucht, und alle Werke, die der Herr Herr gemacht hat. Und sie kehrten wieder zurück, und freueten sich ob alles dessen, das sie gesehen und gehört hatten.

Und es ward abermal ein groses Getümmel über den ganzen Erdkreis. Die Menschenkinder durchschifften die Luft, und wandelten auf dem Meere, und fuhren bis in die untersten Oerter der Erde. Und die ganze Gestalt der Erde veränderte sich. Durch die Sandwüsten ergosen sich Bäche

und

und in Einöden, wo sonst die Feldteufel hauseten, grüneten fruchtbare Bäume. Und alle Menschenkinder waren gesund und frölich wie die Rehe und wie die Hindin auf dem Felde.

Und ich antwortete und sprach: Herr, was ist das?

Und er antwortete und sprach zu mir: das ists, was alsdenn geschehen wird, wenn die Kinder der Menschen nicht mehr zu Sklaven, sondern zu Menschen erzogen werden, und wenn sie nicht mehr gezwungen werden zu gehorchen dem Unverstand ihrer Triebe, sondern Freyheit haben zu handeln, nach dem, was in ihr Herz geschrieben ist, und ihre Aufmerksamkeit nicht so sehr richten auf die Bücher der Menschen, als auf das grose Buch, das Gott vor ihnen allen aufgeschlagen hat. rc.

Was halten Sie von diesem Traume? mir scheint er sehr viel Wahrheit zu enthalten. Denn wenn es einmal dahin kommen sollte, daß die Menschen anfiengen, den Grund von allen Unarten und Bosheiten ihrer Kinder in sich selbst, und allen denen zu suchen, die ihren Kindern nahe sind; wenn sie von Jugend auf angeführet würden, mehr die Werke Gottes als die Werke der Menschen zu

betrachten, mehr in Gottes Buche, als in menschlichen Büchern zu lesen; wenn ihnen von Jugend auf der Geist des Christenthums beygebracht würde, und man aufhörte die Meynungen der Theologen ihnen als göttlich anzupreisen, so müßte nothwendig eine Revolution erfolgen, die die ganze menschliche Gesellschaft, und die Gestalt der Erde, so umänderte, wie die Rückkehr des Frühlings.

Dies alles bleibt aber unter uns, lieber Herr von Carlsberg. Gegen andere davon zu sprechen, halte ich nicht für rathsam. Unsere Zeitgenossenschaft gleicht einem Embryo, der seiner Geburt nahe ist. Er fühlt die Unbequemlichkeit seiner Lage, alle seine Kräfte arbeiten dahin, sie zu verändern; gleichwohl kann er sich die Möglichkeit einer freyern Lage so wenig denken, daß es ihm wie Mährlein vorkommen würde, wenn man ihm davon etwas sagen wollte.

Eine glückliche Verbindung mit Henrietten wünsche ich von Herzen, und werde sie aufs möglichste zu befördern suchen. Mit der aufrichtigsten Hochachtung verbleibe ich

der Ihrige,

Rollow.

Sechs

Sechs und zwanzigster Brief.

Carl an den Obersten von Brav.

Carlsberg, den 20sten Nov.

Ich ritt, liebster Herr Vetter, die vorige Woche nach dem Gute meiner Mutter, um zu versuchen, ob es nicht möglich sey, ihre Einwilligung zu meiner Verbindung mit Henrietten zu erhalten; und da ich sie nicht fand, sondern versichert wurde, sie hielte sich itzo in Kolchis auf, so ritt ich nach dieser Stadt zu, wurde aber durch ein Ebentheuer verhindert hinein zu kommen.

Da ich den Wald erreicht hatte, der nahe bey der Stadt Krolau liegt, fiel die Nacht ein, und ich sahe ein schreckliches Feuer aufgehen, welches, wie ich hernach erfuhr, in Krolau selbst war.

Beydes machte mich so ängstlich, daß ich die Aufmerksamkeit auf den Weg, und bald den Weg selbst verlohr. Ich gerieth mit meinem Pferde in so dickes Buschwerk, daß ich nicht weiter konnte, sondern wieder zurück und hin und her reuten mußte, um nur etwas zu finden, das einem Wege ähnlich wäre. Meine Verlegenheit wurde aber noch grösser, da ein solcher Platzre-

gen einfiel, daß ich in wenigen Minuten bis auf den blosen Leib naß wurde. Ich stieg ab, führte mein Pferd, arbeitete mich durch das nasse Buschwerk eine geraume Zeit, ohne einen Ausgang zu finden. Von Kälte erstarrt blieb ich endlich stehen, unentschlossen, was ich thun wollte. Da hörte ich ein ängstliches Winseln einer weiblichen Stimme. Sogleich fühlte ich neue Kraft. Du bist, dachte ich, vielleicht deswegen hierher verschlagen, daß du der Retter einer Unglücklichen werden sollst. Ich merkte den Ort, von welchem das Winseln herkam, arbeitete nach demselben zu, und fand eine schwarz und weiß gekleidete, weibliche Gestalt unter einem Baume sitzend. Kaum erblickte sie mich, so schrie sie, Jesus! Maria! sprang auf, wollte entfliehen, fiel aber bald wieder kraftlos nieder. Ich schlos sie in meine Arme. Unglückliche, sagte ich, wer Sie auch sind, erschrecken Sie nicht! Sie sind in den Armen eines rechtschaffnen Mannes, dem Sie sich ohne alles Bedenken anvertrauen können, und der bereit ist, Ihnen mit seinem Blute zu dienen. Wer sind Sie? Sagen Sie mir die Wahrheit, ohne Zurückhaltung!

Ich erhielt aber keine andere Antwort, als Thränen. Nach vielen Bitten und Betheuerungen von meiner Redlichkeit gewann ich endlich ihr Zutrauen. Ich bin, sagte sie, doch verlohren, und muß diese Nacht hier mein Leben endigen. Ich wills wagen, ich will mich Ihnen entdecken, vielleicht sind Sie ein rechtschaffner Mann, der so viel Gewissen hat, daß er ein leidendes Mädel in seinen Schutz nimmt. Ich bin eine Klosterjungfer aus Krolau. Schon vor meinem Eingang in das Kloster liebte ich einen jungen Adelichen, und setzte mein Liebesverständniß mit ihm durch Briefe, die wir einander durch allerley verborgene Wege beybrachten, auch im Kloster noch fort. Er forderte mich endlich auf, zu entfliehen, und mich mit ihm, in einem protestantischen Lande, zu verbinden. Mein Herz gab nach, es vergaß das Gelübde, das es der Mutter Gottes gethan hatte, es wurden alle Anstalten zur Flucht gemacht, er verschafte mir eine Strickleiter, durch Hülfe derselben kam ich aus dem Kloster über die Stadtmauer, wo er mich zu erwarten versprochen hatte. Da ich unter Todesangst die Mauer herabgekommen war, sahe ich mich nach meinem Erretter um, um mich in seine Arme zu werfen. Aber — ach Jesus! Maria! da

 war

war kein Mensch zu hören noch zu sehen. Ich empfahl meine arme Seele der Mutter Gottes, betete einen Rosenkranz und lief in das freye Feld. Da kam ich in diesen Wald, bin nun vier und zwanzig Stunden da, habe keinen Bissen in der Zeit gegessen, bin durchaus naß — ach! Himmel! ach heilige Mutter Gottes! ich bin verlohren, verlohren bin ich!

J. So geben Sie mir doch den Arm, und lassen uns ein Haus suchen, wo Sie Ihre Kleider verändern und sich erholen können.

Sie. Hilf Jesus! wenn ich nun mich sehen lasse, so bin ich ja verrathen, so bringt man mich wieder ins Kloster, und legt mir Pönitenz auf.

J. Das will ich zu verhindern suchen, so viel ich kann. Gesetzt aber, Sie müßten wieder in das Kloster, so ist es doch besser, als daß Sie hier sterben. Kommen Sie getrost, meine Liebe!

Sie gab mir ihre Hand, die so heftig zitterte, daß ich besorgte, sie möchte Convulsionen bekommen. Und nun wadeten wir durch Wasser und Schlamm, unter beständigem Platzregen, wieder nach dem Orte zu, wo ich mein Pferd hatte

stehen

stehen lassen. Ich setzte sie drauf, ermunterte sie, sich an dem Sattelknopfe festzuhalten, und bahnte mir, so gut ich konnte, einen Weg durch die Sträuche, nach der Gegend zu, wo das Feuer war. Nach vieler und langer Arbeit kam ich endlich durch den Wald, und gieng nach der brennenden Stadt zu. Die arme Unglückliche that einen lauten Schrey, als sie Krolau sahe, und bat mich, sie lieber umkommen zu lassen, als nach der Stadt zurückzuführen.

Ich fühlte das Schreckliche ihrer Lage ganz, und blieb voller Unentschlossenheit, was ich thun, oder wohin ich mich wenden sollte, stehen. Da erblickte ich in einiger Entfernung von der Stadt ein Licht, zeigte es ihr und fragte, ob sie mir nicht wenigstens erlauben wollte, sie nach diesem Lichte zu führen, das vermuthlich in einem Hause wäre, das ausserhalb der Stadt läge? Sie gab ihre Einwilligung dazu mit Thränen!

Als wir bey das Licht kamen, sahen wir, daß es sich in einem Hause befand, welches auf einem grosen mit einer Mauer umzogenen Platze lag. Da fast ganz Krolau katholisch ist, so konnte ich freylich hier niemanden, als Katholiken, erwarten, die sich über den Anblick einer

entlaufnen Nonne entsetzen, im heiligen Eifer sie angreiffen und wieder in die fürchterlichen Klostermauern zurück führen würden. Aber dieser Gefahr auszuweichen sah ich keine Möglichkeit. Die Finsterniß war groß, die Wege mir unbekannt, wir beyde waren so erkältet, daß wir uns kaum noch regen konnten, und ich hätte wenigstens noch zwey Meilen reisen müssen, wenn ich die Gränze des Bisthumes Krolau hätte erreichen wollen. Ich mußte mich also entschliessen, mich mit meiner Unglücklichen in die Gefahr zu wagen. Schöpfen Sie Muth, sagte ich zu ihr, meine Liebe, und folgen mir, wir wandeln unter Gottes Augen, dessen Hülfe am nächsten ist, wenn alle Rettung verlohren zu seyn scheint.

Gott gebe es, und stehe mir bey! sagte sie, stieg vom Pferde ab, und folgte mir, nachdem ich mein Pferd angebunden hatte, durch die Pforte, die zu dem Platze führte. Es war, wie wir aus den Leichensteinen, an die wir uns stiessen, schliessen konnten, ein Kirchhof. Dies vermehrte die Furcht meines Mädchens noch mehr. Sie faßte meinen Arm mit beyden Händen feste, und gieng mit bebendem Schritte, zwischen Leichensteinen und Gräbern, nach dem Hause zu, wo sich das Licht befand.

Das Maas von Angst und Schrecken, das uns für den heutigen Tag bestimmt war, schien aber noch nicht voll zu seyn. Wir hatten einen neuen schrecklichen Zufall, der auch wohl den Beherztesten hätte ängstlich machen sollen. Ich stürzte in ein offnes Grab, zog die Nonne, die sich fest an mich geschlossen hatte, nach mir, und fiel auf einen menschlichen Körper. Von Grausen und Entsetzen durchdrungen, sprang ich aus dem Grabe heraus, bot meiner Nonne die Hand, um sie nachzuziehen, da diese aber aus allen Kräften auf den menschlichen Körper trat, erwachte dieser: O Mei! O Mei! was giebts? was ist da? richtete sich auf und hängte sich an die Kleider der Nonne. Diese erlag unter dem Entsetzen, sank ohnmächtig ins Grab, und ich sprang ohne Bewußtseyn einige Schritte zurück.

Wo bin ich? wer ist da? Schmul! Schmul! bist du nicht da? Giebst du keine Jeschube? — So rief es aus dem Grabe; dann kam eine weisse menschliche Gestalt hervorgestiegen.

Jetzo fühlte ich das erstemal recht lebhaft, was Grausen und Entsetzen sey. Mein Mund wurde trocken, eißkalter Schauer floß durch alle meine Glieder, ich wollte schreyen und konnte nicht, ich wollte laufen und konnte nicht. Die Gestalt, die

die aus dem Grabe kam, wandelte auf mich los, verursachte wirklich eine Anwandlung von einer Ohnmacht, die auch gewiß würde erfolgt seyn, wenn ich mich nicht wieder erinnert hätte, was mir mein Freund Wenzel von Gespenstern und vom Verhalten gegen dieselben gesagt hätte.

Dies gab mir wieder so viel Kraft, daß ich, wiewohl mit bebender Stimme, fragte: wer bist du?

Und wer bist du denn? antwortete das Gespenst.

J. Ich bin ein rechtschaffner Mann, der mit Wissen keine lebendige Seele kränkt, vielmehr allen Menschen hilft, so viel er nur kann.

G. Und ich bin die Esther.

J. Esther? was denn für eine Esther?

G. Die Esther, Schimmens Tochter. Kennst du mich nicht?

J. Also wohl eine Jüdin?

G. Ey freylich, wohne in der Kolchiser Strase.

J. Aber, mein Gott! wie kommst du denn hieher ins Grab?

G. Ins Grab? ins Grab? bin ich denn im Grabe gewesen?

J. Du siehst es ja. Da ist ja ein Kirchhof, da sind ja Leichensteine —

G. Gott erbarme dich! im Grabe bin ich gewesen? wie komme ich denn dazu?

J. Das weiß ich nicht. Komm mit! laß uns in dies Haus gehen, da wird sich alles aufklären. Gieb mir die Hand!

G. O Mei! magst wohl ein böser Geist seyn.

J. So fühle doch meine Hand, mein Fleisch, meine Knochen!

Sie schrie laut, da ich ihr die Hand gab, und nur durch vieles Zureden und Schmeicheln konnte ich sie bereden, mir zu folgen. Ich öffnete die Hausthüre, tappte im Dunkeln durch das Haus, und fand nach vielem Suchen die Stubenthür. Als ich sie öffnete, sah ich zwey Weibspersonen, die gerade uns zuschrien, sobald sie uns erblickten, und, ohne auf das zu hören, was ich sagen wollte, sogleich zum Fenster hinaussprangen.

Da stand ich nun mit meinem Gespenste allein. Es war ein herrliches, reizendes, Mädchen. Wir gaften einander beyde einige Minuten an, ohne daß wir im Stande gewesen wären, etwas zu sagen. Endlich verwandelte sich meine Furcht,

ich weiß selbst nicht, wie es zugieng, in Lachen. Aber, sagte ich, um des Himmels willen, sagen Sie mir doch, was die ganze Comödie vorstellen soll?

Ich weiß von gar nichts, antwortete sie; träume ich, oder wache ich, ich weiß nicht.

J. Besinnen Sie sich denn gar nicht, was mit Ihnen vorgegangen ist?

Sie. Weiß von nichts, als daß ich krank war.

J. Sie sind also krank gewesen? nun kann ich das Räthsel so ziemlich lösen. Vermuthlich fielen Sie in eine Ohnmacht, man hielt Sie für todt, und begrub Sie lebendig.

S. Gott erbarme dich! ich glaube es selbst.

J. Aber da müssen die Anstalten bey Ihnen sehr schlecht seyn, wenn man in Gefahr ist, lebendig begraben zu werden. Bleiben denn die verstorbenen Juden nicht zwey Tage liegen, ehe man sie beerdigt?

S. Ach Gott! nein. Wissen Sie denn nicht, daß die Leiber der Todten unter der Gewalt der bösen Geister sind, so lange sie über der Erde liegen? daß sie sie martern und quälen?

J. Davon weiß ich kein Wort.

S. Ja, die Nozrim glauben gar wenig. Aber es ist doch wahr. Unsere Anverwandten können uns keine größre Wohlthat erzeigen, als wenn sie uns recht bald beerdigen. Denn höchstens sechs Stunden, länger bleibt bey uns niemand länger über der Erde, so bald man ihn für todt hält.

J. Wie? nach drey, höchstens sechs Stunden begraben Sie Ihre Todten? Ist das wirklich wahr?

S. So wahr ich Esther heisse.

J. Und bey uns Nozrim, die wir mehrentheils die Todten erst nach vier und zwanzig Stunden beerdigen, haben wir Exempel, daß welche lebendig sind begraben worden. Wie viele Juden mögen wohl lebendig begraben werden?

S. Kann wohl seyn. Ich weiß selbst, daß einmal eine Frau sollte begraben werden, und sich wieder aufrichtete, da man sie abwusch.

J. Und was machte man mit ihr?

S. Sie fiel bald wieder zurück. Da wartete man eine Stunde, hernach scharrte man sie ein.

J. Barmherziger Gott! was höre ich! Wenn Sie nicht ein so ehrliches Gesicht hätten, so

so glaubte ich Ihnen nicht. Aber hört man denn nicht bey Ihnen, daß bisweilen die Todten in den Gräbern pochen?

S. Wie sollen sie denn pochen? Man legt sie ja nicht in Särge, wie die Nozrim zu thun gewohnt sind. Wir legen nur unten ein Bret und zwey an die Seite. Dann werfen wir Erde drauf; da müssen sie ja sterben, wenn sie auch wirklich noch lebten.

J. Gott erbarme dich! auf diese Art sind vielleicht viele Hunderte deiner Kinder durch den Aberglauben lebendig beerdigt worden.

Fortsetzung.

Wir stunden itzo gegen einander und klapperten vor Kälte, daß die Zähne zusammenschlugen. Der Ofen, der noch einige Hitze von sich gab, war bey weitem nicht hinreichend unsre Kleider durchzutrocknen, und unsre erstarrten Glieder zu erwärmen. Ich gieng also zur Stube hinaus, um mehr Holz aufzulegen, und itzo erst, da ich einige derbe Stücken Holz in den Ofen geschoben hatte, fiel mir meine Nonne ein, die noch im Grabe lag, und die ich vor groser Bestürzung ganz vergessen hatte.

Zum Glück fand ich in der Stube eine Handlaterne, mit einem Lichte, das ich geschwind anzündete, und ängstlich nach dem Grabe lief, in welches das arme Mädchen gestürzt war. Sie lag leblos da, mit dem untern Theile im Grabe, mit dem obern am Rande desselben. Ich zog sie mit vieler Mühe heraus, schüttelte sie, und, da dies nichts helfen wollte, schnitt ich mit einem Scheerchen, das ich in meinem Etui hatte, mir ein Büschel Haar ab, zündete es an der Laterne an, rieb es ihr unter die Nase, und brachte es durch dies Mittel so weit, daß sie erst schnaubte, dann wieder auflebte.

Wo bin ich? fragte sie ängstlich. In den Armen des Mannes, war meine Antwort, der sich verbindlich gemacht hat, Sie zu retten.

Aber wo ist, fragte sie weiter, das Gespenst, das mich bey den Füssen hielt, und ins Grab hinab zog? wo ist? wo ist es?

Es ist verschwunden, sagte ich. Und alle Ihre Besorgnisse sind verschwunden. Wir haben hier keine Zeugen — Sie sind in den Händen eines ehrlichen Mannes, folgen Sie mir getrost. Sie that es zitternd. Aber kaum waren wir in die

Stube getreten, so sank sie wieder nieder, als sie das Judenmädchen in Todtenkleidern erblickte.

Ich bath das Judenmädchen, das über den Anblick auch halb todt war, zurück zu treten, und brachte sie mit vieler Mühe ins Leben zurück.

Da war das Gespenst! da war es! Jesus! Maria, da war es! Alle gute Geister loben Gott den Herrn! So stammelte sie, als sie wieder erwacht war.

Fürchten Sie ja nichts, sagte ich, es ist kein Gespenst hier. Das ist verbannet, so wahr ich ehrlich bin. Denn ich bin bey den Jesuiten in die Schule gegangen, und habe das Geisterbannen recht gut gelernt. Die Person, die Sie hier sahen, lebt so gut, wie Sie. Fassen Sie sich, sie soll wiederkommen. Da winkte ich dem Judenmädchen, das schüchtern herbey trat. Jesus! Maria! schrie die Nonne wieder, das ist ja ein leibhaftes Gespenst! Ich faßte aber das Gespenst bey der Hand, schlang meinen Arm um seinen Hals, und sagte: wie könnte ich denn das wagen, wenn diese Person ein Gespenst wäre? Dadurch machte ich ihr wieder einigen Muth, konnte aber durch alle mein Zureden es nicht dahin bringen, daß sie dem Mädchen die Hand gegeben hätte.

Da war ich nun zwischen zwey Personen, davon jede die andre fürchtete, beyde von Hunger und Kälte entkräftet waren.

Nachdem wir einige Minuten einander sprachlos betrachtet hatten, sagte ich, wir sind alle verlohren, wenn wir in diesen nassen Kleidern länger bleiben, nahm das Licht, gieng in die Kammer, und da ich darinne einen Schrank voll Manns- und Weiberkleider, und eine Kiste voll Wäsche fand, nahm ich heraus, so viel ich für uns für nöthig hielt, und trug es in die Stube. Hier sind, sagte ich, für uns alle Kleider, nehmen Sie, lieben Mädchen, sie ohne Bedenken an, und lassen Sie uns die nassen Kleider ablegen. Nach vielen Zureden nahmen sie sie an, und die Umkleidung gieng vor sich.

Ob es mit den Gesetzen der strengsten Ehrbarkeit bestehen könnte, daß eine junge Mannsperson, nebst zwey jungen Mädchen, sich in einer Stube nacket entkleideten, will ich nicht entscheiden. Wir mußten es thun, wenn wir nicht alle der Todesgefahr uns aussetzen wollten, und das Gefühl von Hunger und Kälte verscheuchte alle Gedanken, die, zu einer andern Zeit, unter diesen Umständen, bey uns hätten rege werden können,

nen. Die Umkleidung gab uns allen einen sehr possirlichen Anstand. Ich stack in den Kleidern eines alten Juden und die Mädchen in den Kleidern einer alten Jüdin. Zu einer andern Zeit würden wir vielleicht alle über einander gelacht haben, aber itzo ließ das Gefühl des Hungers keine Frölichkeit aufkommen.

Ich sterbe, sagte die Nonne, wenn ich nicht augenblicklich etwas zu essen bekomme. Und ich auch, sagte die Jüdin. Mein eignes Gefühl stimmte ihnen bey.

In dieser Verlegenheit fiel mir bey, daß ich einige Lebensmittel in meinen Mantelsack gepackt hatte. Deswegen zündete ich eine Laterne an, zog mein Pferd in die Schuppe, die ich hier erbauet fand, legte ihm vor das Gras, welches hier auf einem Haufen zusammen lag, schnallte den Mantelsack ab, und trug ihn in die Stube. Bey Oeffnung desselben fand ich einen herrlichen Kalbesbraten und ein ziemliches Brod, welches mir mein Verwalter eingepackt hatte. Voller Freuden, ja ich sage nicht zu viel, voll Entzükkung, packte ich es aus, griff nach den Tellern und Messern, die ich da aufgestellt fand, setzte und legte sie auf den Tisch und sagte: Nun, meine

lieben Mädchen, laßt uns unser ausgestandnes Ungemach vergessen und frölich seyn! Wir waren alle am Rande des Grabes, und Gott rettete unser Leben; wir erstarrten vor Kälte, und Gott schenkte uns eine warme Stube; wir wollten verhungern, und der allbarmherzige Gott bescherte uns eine gute Mahlzeit. Laßt uns essen und frölich seyn! Wie groß war aber mein Erstaunen, da ich sahe, daß beyde Mädchen vor dem Kalbesbraten zurückbebten, wie ich in meiner Kindheit vor einer Kröte, oder vor einer Spinne, zurückzubeben pflegte! Ich kann nicht essen, sagte die Nonne; ich auch nicht, sagte die Jüdin.

Und warum wollt Ihr denn nicht essen, fragte ich etwas heftig, Ihr habt ja eben itzo zu verstehen gegeben, daß Ihr in Gefahr wäret zu verhungern. Warum wollt Ihr denn nicht essen?

Ich darf heute kein Fleisch essen, sagte die Nonne, denn es ist Samstag.

Und ich auch nicht, antwortete die Jüdin, denn es ist nicht koscher.

J. Nicht koscher? Sie glauben vielleicht es wäre Schweinebraten? ich verpfände Ihnen aber meine Ehre, daß es die Keule von einem gesunden, wohl ausgeschlachteten, Kalbe ist.

Jüd. Ja, wenn gleich. Unsere Nation ißt nicht von dem hintern Theile der Thiere.

J. Auch nicht von reinen Thieren?

Jüd. Von gar keinem.

J. Das finde ich doch aber wirklich sehr sonderbar. Sie müssen doch dazu einen sehr wichtigen Grund haben. Das hintere Theil der Schöpse, Hirsche, Kälber und Rinder ist ja gerade das fleischigste und schmackhafteste.

Jüd. Den haben wir auch. Wissen Sie denn nicht, daß der Engel, da er mit dem Jekeph rang, seine Hüfte rührte und lähmte?

J. Das ist der Grund? Weil also der Engel des Jekephs Hüfte gerührt hat, so folgt daraus, daß seine Nachkommen keine Kalbes- und Schöpsenkeulen essen dürfen. Wie das zusammenhänge, das begreiffe ich wahrlich nicht. Wenn ich so schliessen will, so darf ich auch keinen Kalbeskopf und keinen Schweinskopf essen, denn mein Vater hat einmal, in einem Scharmützel, einen Hieb über den Kopf bekommen.

Jüd. Sie spotten? ich muß es wohl leiden, dann ich bin in Ihrer Gewalt.

J. Gott bewahre mich, daß ich spotten sollte! Aber das ist doch wirklich zu arg, weil

des Stammvaters Hüfte gelähmt wurde, so wollen die Nachkommen keine Kalbeskeule essen. Hum! Hum!

Jüd. Und überdies ist ja Butter an dem Braten! Wissen Sie denn nicht, daß das bey unserer Nation die größte Sünde ist, Butter an das Fleisch zu bringen? Wissen Sie denn nicht, daß wir keinen Löffel an das Fleisch bringen dürfen, wenn Butter drinne gewesen ist? Wissen Sie denn nicht, daß wir, wenn wir Fleisch gegessen haben, sechs Stunden warten müssen, ehe wir Butter essen dürfen?

J. Ich glaube Sie sind noch krank.

Jüd. Ich habe, gelobt sey Gott! meinen vollkommnen Verstand!

J. So bitte ich, um des Himmels willen, sagen Sie mir doch nur einen vernünftigen Grund, warum Sie es für Sünde halten, den Braten mit Butter zu begiessen?

Jüd. Wissen Sie denn nicht, daß es in der Thore verboten ist? Ist denn das nicht Grund genug?

J. Ich habe doch wahrhaftig die Thore auch gelesen, aber daß verboten wäre, den Braten

mit Butter zu begiessen, das erinnere ich mich doch nicht gelesen zu haben, so wahr ich ehrlich bin.

Jüd. Sie haben aber doch wohl gelesen, daß wir das Böcklein nicht kochen dürfen in seiner Mutter Milch?

J. Das wohl; was gehört denn aber das hierher?

Jüd. Nu?

J. Nu? ist denn hier ein Böcklein? ist denn hier die Milch von des Böckleins Mutter? Hier ist ja Kalbesbraten, mit Butter begossen.

Jüd. Wenn gleich.

J. Also schliessen Sie, weil man das Böcklein nicht kochen darf in seiner Mutter Milch, folglich — — darf man auch den Kalbesbraten nicht mit Butter begiessen.

Jüd. Das machen Sie mit den Rebbinern aus. Genug ich esse nicht, und wenn ich sterben sollte.

N. Ich auch nicht.

J. Aber warum wollen Sie denn nicht essen? Ists denn in Ihrer Kirche auch verboten, den Kalbesbraten mit Butter zu begiessen?

N. Das wohl nicht. Wir haben heute aber Fasttag.

J. Da

J. Da dürfen Sie gar nicht essen?

N. Ey bewahre Gott! essen dürfen wir wohl, aber nur kein Fleisch.

J. Aber Gemüß?

N. Warum nicht?

J. Und Fisch?

N. Auch.

J. Und Torte?

N. Das wollte ich meynen.

J. Und dürfen auch wohl Wein trinken?

N. So viel wir wollen.

J. Wenn ich Ihnen also eine Schüssel voll Erbsen und Stockfisch, Aal und Forellen, Torte und Wein auftrüge, so wollten Sie das alles geniessen?

N. Nur geschwinde damit her.

J. Und das wollten Sie fasten nennen?

N. Ey warum denn nicht?

J. Also kann man wohl trinken, daß man den Verstand verliehret, und doch sagen, daß man gefastet habe, wenn man nur kein Fleisch gegessen hat!

N. Allerdings.

Ich legte betäubt meinen Kopf auf den Tisch, und schämte mich vor mir selbst, daß ich zu einer

Klasse von Geschöpfen gehörte, die solche Trugschlüsse machen kann. Die Religionsspötter sind mir nun weniger verhaßt. Denn wenn das, was die Lehrer der Religion Religion nennen, den Menschen zu solchen Trugschlüssen verleiten und ihn dahin bringen kann, daß er dem Gebrauche seiner gesunden Vernunft gänzlich entsagt, und sich wie ein kleines unmündiges Kind behandeln und den Genuß der unschädlichsten Dinge untersagen läßt, so ists wahrlich schwer, sich des Spottes über Religion zu enthalten. Nach einigem Besinnen richtete ich mich auf, und sagte: Lieben Mädchen! laßt euch doch verständigen! Wenn ihr itzo zu mir in mein Haus kämet, und könntet nach einer Viertelstunde in euren eignen Häusern essen, so versichere ich euch, auf meine Ehre, daß ich kein Wort verliehren wollte, um euch zu bereden, etwas zu geniessen, das eure Religion verbietet. Aber itzo ist es ja etwas ganz anders. Ihr seyd in Gefahr zu verhungern, und Hunger kennt kein Gesetz. Ich verabscheue auch das Fleisch von Pferden und Hunden. Wenn mich aber das Schicksal zu der Hütte eines Tataren oder Otaheititen führte, der Hunger plagte mich, und er setzte mir einen Pferde- oder Hunde-Braten vor, so würde ich ihn, ohne Bedenken, geniessen.

Jüd. Ich esse nicht, und wenn ich verhungern sollte.

N. Ich auch nicht.

J. Nun so kann ich euch nicht helfen. Ich habe nicht Lust zu verhungern.

Und so griff ich denn zu, und ließ es mir wohl schmecken. Die armen Mädchen setzten sich in die Winkel der Stube und weinten so bitterlich, daß mir das Herz vor Wehmuth hätte zerspringen mögen.

Da ich gesättigt war, fiel mir ein, ob nicht etwa in diesem Hause etwas zu finden sey, das diese Unglücklichen geniessen könnten. Ich zündete ein Licht an, durchsuchte das Haus, und kam zu meiner grosen Freude in eine Kammer, wo ich eine Butterbüchse, einige Käse, Brod, und zwey Bouteillen Wein antraf. Wer war froher, als ich! ich packte alles zusammen, trug es in die Stube, und sagte: hier, ihr lieben Mädchen, hier ist etwas, das ihr beyde ohne Bedenken geniessen könnt.

Sie fielen mit unbeschreiblicher Begierde an, und asen; ich besorgte Gläser, schenkte Wein ein, den sie sich beyde, so wie ich auch, sehr wohl schmecken liessen. Bey dem Gläschen Wein fien-

gen wir alle an gesprächiger und vertraulicher zu werden. Die Nonne schilderte mir mit groser Beredsamkeit das Elend des Klosterlebens, und erzählte mir Ausschweifungen der Nonnen, die ich mich schämte anzuhören, und die ich mich schäme niederzuschreiben. Die Lebensgeister der Mädchen wurden ausserordentlich lebendig. Die Nonne schenkte sich und der Jüdin und mir ein Gläschen nach dem andern ein. Sie sagte ganz dreust: wie es denn möglich wäre, daß ein Mädchen ohne Mann glücklich seyn könnte? Die Jüdin stimmte bey, und aus beyder Augen loderte ein Feuer, das mir anfieng gefährlich zu werden. Denn bey alle dem grotesken Anzuge, in dem sie stacken, leuchtete doch noch ihre Schönheit und Reiz hervor.

Du mußt bald abbrechen, dachte ich, wenn du deine Unschuld erhalten willst. Ich sahe mich also nach einem Ruheplatz um, fand aber nicht mehr als ein zweyschläfriges Bette.

Voller Verwirrung trat ich an das Fenster, und — mein Entschluß war bald gefaßt! Es ist uns allen, sagte ich, Ruhe nöthig, ich dächte wir suchten sie. Ja, das dächte ich auch, sagte die Nonne lächelnd.

Ich nahm die Betten, warf sie auf die Erde, und sagte, so ernsthaft als ich konnte, hier ist Platz für uns alle. Wir legten uns nieder.

Und ich — empfahl mich, mit einem kurzen Seufzer, denn mehr konnte ich itzo wirklich nicht thun, dem göttlichen Schutze, und schlief ein.

Fortsetzung.

Von den ausgestandnen Beschwerlichkeiten ermüdet, schlief ich so feste, daß ich erst erwachte, da es völlig Tag war. Ich sah mich zwischen zwey jungen Mädchen, die beyde so vielen weiblichen Reiz hatten, daß ich nicht wußte, welcher von beyden ich den Vorzug geben sollte. Einige Minuten waidete ich meine Augen an dem Anblicke, dann aber stand ich auf, und trat an das Fenster, weil ich es aus vielerley Ursachen gar nicht für rathsam hielt, länger liegen zu bleiben. Die Aussicht vom Fenster gieng auf den Kirchhof, und war, bey meiner dermaligen Lage, die beste. Sie erweckte in mir das Andenken an Tod und Unsterblichkeit, welches gar mancherley Bildern, die der Anblick der schönen, jungen Mädchen in meiner Einbildungskraft hervorgebracht hatte, ziemlich das Gegengewicht hielt. Aber doch nicht

ganz. Ich war noch immer unentschlossen, wie ich mich in meiner kritischen Lage nehmen sollte. Und wirklich, wenn die Mädchen erwacht wären, und hätten mir etwa, mit vielem Händedrücken, ihre Dankbarkeit versichert, ich glaube sie hätten mehr auf mich gewirkt, als viele Leichensteine.

Aber gerade da die Nonne ihre blauen Augen aufthat, und mit einem unbeschreiblichen Schmachten nach mir sahe, traten zwölf Juden in corpore in die Stube.

O Mei! riefen sie, was ist denn das? was soll denn das bedeuten?

J. Lieben Freunde! ich kann es selbst nicht sagen, es wird sich aber alles aufklären, wenn wir mit Gelassenheit davon sprechen. Kennen Sie die Person, die Sie hier liegen sehen?

Jud. Das wollten wir meynen, es ist ja die Esther, die wir begraben haben.

J. Und warum haben Sie das Grab offen gelassen?

Jud. O Mei! es war ja ein groser Brand in der Stadt, da erschraken wir und liefen davon, und vergasen die Esther und ihr Begräbniß.

J. Und ich kam als ein Reisender mit diesem Frauenzimmer hierher, und suchte eine Herberge in diesem Hause, und da ich über den Kirchhof gieng, stürzte ich in das Grab der Esther; davon erwachte die Esther!

Jud. Gott erbarme dich!

J. Ist groser Schaden in Krolau geschehen?

Jud. Fast die ganze Stadt ist niedergebrannt. Wir haben alle unsere Häuser eingebüßt.

J. Das ist doch traurig. Sind denn so schlechte Feueranstalten in Krolau?

Jud. Die Anstalten sind ja wohl gut. Aber es ist da alles gebauet Haus an Haus, wie wenn die Erde für die Menschen nicht groß genug wäre. Wenn da ein Haus anbrennt, so ist fast an kein Retten zu denken.

J. Aber das ist doch himmelschreyend, daß ihr Leute die Menschen lebendig begrabt. Das muß ich dem Bischoff anzeigen, damit er euch durch Gesetze zwingt, eure Todten länger über der Erde zu lassen.

Jud. O thue es der Herr um Gottes willen nicht. Wir brauchen bey unsern Todten alle mögliche Sorgfalt, und haben besondere Leute dazu

bestellt, die die Todten sorgfältig untersuchen müssen, ob auch noch Leben in ihnen ist.

J. Die müssen doch wohl ihre Sachen schlecht verstehen, denn sonst hätten sie ja die Esther nicht begraben, in der noch Leben ist, wie Ihr wohl sehet.

Jud. Das ist auch das erste Exempel, das wir erlebt haben.

J. Kann alles wohl seyn: denn Ihr legt die Verstorbenen nicht in Särge, Ihr werft ihnen Steine und Erde auf den Mund, und belastet damit ihren Körper. Da muß ihnen ja freylich wohl das Schreyen und Pochen und Lebendigwerden vergehen. Aber das ist doch eine unerhörte Grausamkeit. Das muß ich doch anzeigen.

Jud. (kniend) Um Gottes willen, thue es der Herr nicht! Unsere Religion fordert es, daß wir unsre Todten früh begraben. Kränke uns der Herr nicht in dem Glauben unserer Väter!

J. Das ist aber doch eine schreckliche Religion, die verlangt, daß man die Menschen lebendig begraben soll.

Jud. Um Gottes willen, thue es der Herr nicht! Wir sind alle verlohren. Wir müssen so uner-

unerhörte Abgaben entrichten, wenn nun die Geistlichen so etwas auf uns bringen könnten, so zögen sie uns gar das Fell über die Ohren.

J. (nach einigem Besinnen) Gut, ich will schweigen. Aber, Ihr könnt mir auch eine Gefälligkeit erweisen. Seyd Ihr dazu bereit?

Jud. Von Herzen gern. Und wenn wir dem Herrn mit unserm Blute dienen könnten, so wollten wir es thun, wenn wir nur wissen, daß der Herr schweigt.

J. Dieses Frauenzimmer, das ich bey mir habe, ist aus dem Kloster entwichen. Wollt Ihr mir wohl Kleider verschaffen, die sie mit ihren Klosterkleidern verwechseln, und Kutsche und Pferde, mit denen ich davon fahren kann?

(Sie sahen einander bedenklich an, und schlugen in die Hände.)

J. Was bedenkt Ihr Euch lange? ich bezahle alles.

Jud. Ach, das ist eine bedenkliche Sache! Wenn das verrathen würde, so würden wir alle aus dem Lande verjagt.

J. Durch mich wird es nie verrathen.

Wenn

Wenn es aber der Herr bezahlen will, sagte ein alter Graubart, warum sollten wir ihm denn nicht helfen? Ich besorge alles, ich nehme alles auf mich. Binnen einer Stunde hat der Herr Antwort.

So gieng er fort, und ehe noch die Stunde verstrichen war, kamen schon einige Jüdinnen, die verschiedene weibliche Anzüge unter ihren Mänteln brachten. Ich wählte einen solchen, unter dem meine Nonne vor ein Kammermädchen passiren konnte, gab ihn ihr, und sie legte ihn im Nebenzimmer an. Bald darauf kam eine Kutsche mit 4 Pferden. Ich bezahlte alles, nach der Forderung, die sie an mich thaten, die ganz mässig war, setzte mich mit der Nonne ein, ließ mein Pferd durch einen Judenjungen vorreuten, und so gieng es mit verhängtem Zügel nach meinem Landgute zu.

Auf diese Art habe ich nun ein Mädchen im Hause, das mir gefährlich ist. Bis itzo weiß ich noch nicht, was ich mit ihr anfangen soll. Vielleicht kann ich es Ihnen nächstens schreiben. Von ganzem Herzen bin ich

Ihr

Carl.

Sieben

Sieben und zwanzigster Brief.

Carl an Henrietten.

Carlsberg, den 22sten Nov.

Ich habe meine Mutter aufgesucht, um mit ihr die größte Angelegenheit meines Herzens in Ordnung zu bringen, und Ihnen, meine, über alles geliebte, Henriette! melden zu können, daß die letzte Schwierigkeit gehoben sey, die der so sehnlich gewünschten Verbindung mit Ihnen im Wege steht. Noch habe ich sie aber nicht finden können. Aber der Wagen ist schon angespannt, in dem ich nach Kolchis fahren werde, wo ich sie gewiß zu finden hoffe. Dann melde ich Ihnen — doch nein, ich sage Ihnen unter den feurigsten Umarmungen selbst, daß ich bis an den letzten Hauch meines Lebens ganz bin

der Ihrige
Carlsberg.

Acht und zwanzigster Brief.

Carl an den Obersten von Brav.

Kolchis, den 25sten Nov.

Mein Bester Herr Vetter!

Ich bin mit dem Wagen, den ich einmal verdingt hatte, nach Kolchis gefahren, um meine Mutter aufzusuchen, und bin nun hier.

Ich kehrte im Hôtel de Crolau ein, und kaum hatte ich den folgenden Tag mein Frühstück eingenommen, so gieng ich aus, um das Haus aufzusuchen, in dem meine Mutter abzusteigen pflegt.

Da ich aber über den Markt gieng, hatte ich abermals einen Anblick, vor dem meine Menschheit zurück bebte, und den ich mich schäme niederzuschreiben. Ein Bataillon von der hiesigen Garnison stund auf dem Markte, der, wie Sie wissen, ziemlich groß ist, und hatte eine Gasse formirt. Jeder Soldat hielt im linken Arme sein Gewehr, und in der rechten Hand eine Spiesgerte. Ein junger wohlgewachsner Mensch wurde durch zwey Corporals, die die Spitzen

ihrer Spontons nach ihm zugekehrt hatten, durch diese scheusliche Gasse, die ich eher in Japan, als in Kolchis vermuthet hätte, geführt. Er war nackt bis auf den Gürtel, seine Hände waren mit einem Stricke zusammen gebunden, und seine Haare unter den Hut gestopft. Jeder seiner Cameraden gab ihm, so oft er vorbey gieng, einen Hieb mit der Spiesgerte auf den entblößten Rükken. Kaum war er zweymal durch, so ward der Rücken blau und schwoll auf, dann floß das Blut herunter in die Beinkleider, endlich hieng die Haut umher, und ich sah, wie sie an den Spiesgerten kleben blieb. Der Schaum trat dem Elenden vor den Mund, er hob seine Hände gen Himmel, als wenn er auf Gottes Gerechtigkeit provocirte. Er fiel auf die Knie, wurde aber wieder in die Höhe gerissen, und so lange gepeitscht, bis er weiter gieng.

Gott im Himmel! dachte ich, wo ist deine Barmherzigkeit, wenn du zusehen kannst, daß dein Werk, das du gemacht hast, so grausam behandelt, so schrecklich zu tode gemartert wird?

Wild sah ich umher, ob ich nicht einen, nicht einen Menschen finden könnte, dem ich meine Empfindungen mittheilte, aber — ich fand ihn nicht.

 Ich

Ich sah nach den obersten Etagen der Häuser, und sah sie durchaus besetzt mit frisirten Köpfen, die Tobak schnupften und rauchten, Chokolate tranken, und bons mots machten, einander in die Ohren pflüsterten, und lachten, daß sie sich hätten ausschütten mögen.

Verzeihen Sie mir, lieber Herr Vetter, daß ich Ihnen die menschliche Natur so male, ich habe sie so gesehen. Ich zweifle daran, daß, seitdem Bäre und Wölfe existiren, jemals Bäre und Wölfe mit so kaltem Blute ihrem Mitbäre und Mitwolfe ein Stück Fleisch nach dem andern vom Leibe gerissen, und sich dazu gekützelt haben, wie hier geschah. Und ich fühlte mich geneigt, der menschlichen Natur zu fluchen, wenn ich nicht durch den Erfolg auf andere Gedanken wäre gebracht worden.

Ein Ungeheuer von Menschen, mit gepudertem Kopfe, Uniform und Degen in der Hand, das man Oberstlieutenant nannte, ritt an der mit Menschenblut befleckten Gasse auf und ab und schrie: Haut zu, Ihr Hundeseelen! Haut zu! der Kerl hat Ochsenleder, das muß durchgegerbt werden. So! recht! bravo! immer zugehauen! Und

Und wenn er einen sah, der Mensch genug war, um das Barbarische der Handlung zu fühlen, so gab er ihm mit der flachen Seite seines Degens einige Hiebe.

Endlich kam er doch an einen, der, so sehr er auch vom Pöbel war, doch die Würde der menschlichen Natur ganz fühlte.

Wüthend rennte er an ihn. Teufelskerl, sagte er, du schlägst ja nicht zu! und versetzte ihm etliche derbe Hiebe.

Aber er war an den rechten Mann gekommen. Der Schwarzkopf warf seine Gerte zur Erde, stamfte mit seinem Gewehre grimmiglich nieder und sagte: meynt denn der Herr, daß ich sein Schinderknecht bin? Meynt er denn, daß ich an meinem braven Cameraden zum Schinderknechte werden soll? Wenn der Herr Menschen hinrakkern will, so kann er ja selbst hintreten und Schinderknecht werden. Herr, zum Schinderknechte bin ich nicht gemacht!

Der Barbar war niedergeworfen durch die starke Sprache der Wahrheit und Menschheit, er ward blaß und stammelte:

Wa — wa — was nimmt sich der Kerl da heraus! denk einmal! denk einmal! ist keine

Subordination mehr? Kein Kriegsrecht? wa — wa — wa — was ist das? Herr Lieutenant von Silkowitz, führen Sie doch den Kerl in Arrest!

Das laß ich wohl bleiben, sagte der brave Lieutenant. Ich habe schon lange das Barbarische des Spießruthens gefühlt. Kaum werden Negersklaven so behandelt, als unsere freygebohrnen Brüder. Ich schäme mich vor mir selbst, daß dieser gemeine Mensch mir zuvorgekommen ist, und so laut gesagt hat, was ich nur gedacht habe. Und — ehe ich diesen braven Kerl will in Arrest führen, ehe zerbreche ich hier meinen Degen.

Gesagt! gethan! Er zerbrach den Degen, und warf das Gefäß dem Oberstlieutenant an die Brust. Alle Officiere standen um ihn, und — kaum hatte er den Degen zerbrochen, so zerbrachen sie auch die ihrigen, und der elende Mensch wurde mit einem Platzregen von Degengefässen bedeckt. Er gab seinem Pferde die Spornen und sprengte fort.

Kaum sahe dies das Bataillon, so warf jeder sein Gewehr und seine Gerte hin und schrie, so laut er konnte: ich bin auch kein Schinderknecht!

knecht! ich bin auch kein Schinderknecht! ich auch nicht! ich auch nicht! ich auch nicht! und so entstund ein wildes Getümmel.

So sehr mich auch dies labte, so nahm ich doch daran weiter keinen Antheil, sondern heftete meine Augen ganz auf den armen Gespießrutheten, der da nackt, zerfleischt, mit Blut überdeckt, mit gebundnen Händen ganz zusammen gekrümmt, und zitternd stund. Ich fühlte es ganz, daß ich ein Mensch war, gieng betrübt zu ihm und bedauerte ihn, unterdessen daß einer seiner Cameraden sein Taschenmesser herausholte, und den Strick zerschnitt mit dem er gebunden war. Armer Mensch! sagte ich, warum mißhandelt man dich so?

Er. Weiß nicht — weiß nicht — weiß nicht.

J. Du mußt doch etwas gethan haben, das der Spießruthen werth ist.

E. Weiß nicht — weiß nicht. Ach Herr Jesu Christe! erbarme dich! ach! ach!

J. Armer Mensch! Scheinst viel Schmerzen zu haben —

E. Herr Jesu Christe! ach! ach! a weh!

J. Sey getrost! dein armer wunder Rükken soll geheilt werden.

C. Schiessen Sie mir nur eine Kugel vor den Kopf! geschwind! geschwind! eine Kugel vor den Kopf!

Während dieses Gespräches hatte sich alles um mich gedrängt, und alles bedauerte ihn. Ach! bester Herr Vetter! die Menschen haben Gefühl für die Wahrheit, wenn diese nur immer Kraft genug hätte, ihre Stimme zu erheben.

Gern hätte ich mich mit dem Gespiesrutheten länger unterhalten, und von ihm erfahren, in wie ferne er diese harte Strafe verdient habe. Ich sahe aber wohl, daß ihm der Schmerz nicht erlaubte, mir etwas Vernünftiges zu antworten. Deswegen verließ ich ihn, und suchte den Lieutenant auf, der die Rechte der Menschheit so männlich vertheidigt hatte. Er gieng auf dem Markte mit funkelnden Augen auf und ab, und bemerkte mich nicht, ob ich ihm gleich einigemal sehr nahe kam.

Endlich faßte ich seine Hand und sagte: ich muß Ihnen danken, edler Mann, Sie haben —

L. Warum denn danken? habe ich mehr gethan, als meine Schuldigkeit? ich habe im Namen der seufzenden Menschheit gehandelt.

J. Und ich — ich — danke Ihnen im Namen der seufzenden Menschheit. Denn es ist doch wirklich grausam, einen Menschen so zu quälen —

L. Ach mein Herr! die Qual, die so ein Elender duldet, ist das Wenigste, was mich erbittert. Er hat doch mehrentheils einige Schuld, und Schuld und Strafe können freylich nicht immer mit einander in richtiger Proportion stehen, weil der Richter nicht ins Herz sehen kann — weil er nicht beurtheilen kann, wie viel ein Verbrecher wahre Schuld hat.

J. Und was hat Sie sonst so sehr aufgebracht?

L. Das Verderben der Moralität, das daraus entsteht. Die menschliche Natur wird durch solche Grausamkeiten verschoben und verschroben. Sie wird dadurch gewöhnt, Menschenblut, Menschenblut, Herr! Menschenblut, das jedem, der Mensch ist, theuer seyn sollte, fliessen zu sehen, ohne etwas dabey zu fühlen, Menschenblut zu vergiessen. Der Soldat wird gezwungen, oft seinen besten Freund zu peitschen, und sein Herz ge-

gen sein Seufzen, sein Zähneknirschen, seine Convulsionen zu verhärten. Herr! was für Menschen muß das geben! zu welchen Schandthaten muß ein Mensch aufgelegt seyn, der fühllos seinen Bruder bis zu Verzuckungen peinigen kann!

J. Wahr ist es! denn wenn ich mir Menschen gedenke, die einem Hund, der sie etwa beleidigt hätte, das Fell langsam durchhauen wollten, bis er durchaus mit Blute beflossen wäre — wie grausam müßten die seyn!

L. Ey freylich. Herr! ich bin Vater — ich habe drey Kinder und dulde es nicht, daß sie einen Käfer peinigen. Denn der Käfer ist mein Mitgeschöpf, und Leiden, die ich ihm ohne Noth zufüge, entehren das Werk Gottes. Und ich, Vater, der ich es meinen Kindern verweise, wenn sie einen Käfer peinigen, ich soll Menschen martern helfen! welcher Contrast!

Das ist wohl alles wahr, sagte einer von den Officieren, die neben uns den Markt auf und abgiengen, was Sie da vorbringen, es ist alles wahr, ich habe es längst gefühlt, aber geben Sie mir doch ein ander Mittel an, einen solchen Schwarm Leute, die mehrentheils vom niedrigsten Pöbel sind, im Zaume zu halten!

L. Ein

L. Ein ander Mittel? dies will ich Ihnen gleich sagen. Erklären Sie sich nur erst, was die Bestimmung des Soldaten sey? so will ich Ihnen auch gleich die Mittel angeben, wie er dahin kann gebracht werden, seiner Bestimmung gemäß zu leben.

O. Was für eine andere Bestimmung des Soldaten kann ich mir denken, als blinden Gehorsam gegen seine Vorgesetzten?

L. So? so wollen Sie also, daß der Mensch, der eben sowohl Mensch als seine Vorgesetzten ist, oft noch mehr Mensch ist, als sie, Maschine werden, seiner Vernunft, allem Nachdenken entsagen, und sich blos nach dem Winke seiner Vorgesetzten bewegen soll?

O. Ey das wollte ich meynen!

L. Und da muß ich Ihnen sagen, daß Sie einen Kerl, der wirklich Mensch ist, der nur noch einiges Gefühl für die Rechte der Menschheit hat, nie dahin bringen werden, daß er Maschine wird. Sie mögen ihm Spießruthen oder die Knut geben; er bleibt immer Mensch! Er leidet, so lange er sich zu schwach fühlt, das Joch abzuschütteln, so bald aber die Gelegenheit kommt, sich in Freyheit zu setzen, so thut er es, und

wenn

wenn auch darüber alle seine Treiber zu Boden getreten werden sollten.

O. Aber sagen Sie mir, wie das Vaterland vertheidigt werden soll? —

L. Das Vaterland vertheidigt werden? Und sagen Sie mir, ob Sie glauben, daß der Mensch durch Spiesruthen dazu müsse gepeitscht werden, sein Blut für sein Eigenthum, für seine Eltern, für sein Weib und Kind aufzuopfern? Glauben Sie denn nicht, daß ihn die Natur dazu treibe?

O. Man sieht es ja wohl wie es geht, so bald wir zu Felde ziehen? Sie erinnern sich wohl nicht mehr, daß uns im letztern Feldzuge die besten Leute zu Hunderten durchgegangen sind?

L. O ich erinnre mich gar wohl, und das bestätigt eben meinen Satz. Unsere Leute werden ja gespiesruthet, daß sie oft auf der Stelle liegen bleiben; was helfen dann also die Spiesruthen, wenn sie doch durchgehen?

O. Was würde nun erst aus uns werden, wenn wir die Spiesruthen abschaften?

L. Das kommt mir eben so vor, als wenn Sie sagten, wenn der Mensch seine Vorgesetzten nicht liebt, wenn sie ihn bis auf die Ribben peitschen, wie will er sie denn lieben, wenn sie ihn

gelinde behandeln! Ich muß es ihnen aber sagen, daß der größte Theil unserer Armee gar nicht fürs Vaterland streite, dann er besteht ja aus Ausländern. Und was liegt denn den Ausländern daran, ob Kolchis unserm Fürsten, oder dem Fürsten in Ritterstadt gehöre. Sind denn nicht Leute genug in unserm Lande es zu vertheidigen, wozu brauchen wir denn die Ausländer?

O. Diese haben sich aber doch verbindlich gemacht, daß sie unter unserer Fahne streiten wollen, haben darauf Handgeld genommen, haben Sold gezogen; sind das nun nicht Schurken, die ihr Wort brechen, und das Geld, das sie vom Fürsten zogen, entwenden? Muß für solche Schurken nicht eine harte Strafe bestimmt werden? und können Sie mir eine schicklichere nennen, als Spiesruthen?

L. Daß die Schurken sind, die Geld unter der Bedingung nehmen, daß sie gewisse Dienste leisten wollen, und hernach untreu werden will ich gar nicht leugnen. Aber wer macht sie denn zu Schurken? sind wir es denn nicht selbst? Warum fordern wir denn, warum lassen wir uns denn versprechen solche Dinge, die zu erfüllen die menschlichen Kräfte übersteigt? welcher vernünftige Mensch wird sich

denn

denn entschliessen können, für einige Kreuzer, die ihm täglich gereicht werden, ein Land, mit der strengsten Subordination, zu bewachen, das ihn nichts angeht? sein Blut für ein Land aufzuopfern, wo er weder Vater noch Mutter, weder Weib noch Kind hat? Wir fordern es von ihnen; machen wir da die Leute nicht selbst zu Schurken?

O. Aber zwingen wir sie denn etwa zu unserm Dienste? ists denn nicht ihr freyer Wille? —

L. Ich bitte Sie um Gottes willen, schweigen Sie mit Ihrem freyen Willen! Ich bin auch sechs Jahre auf Werbung gewesen, und kenne den freyen Willen derer schon, die sich entschliessen, Soldaten zu werden. Kein Ausländer, das sage ich Ihnen geradezu, wird bey uns freywillig Soldat. Entweder der Hunger zwingt ihn dazu, und da ists grausam, wenn man einen freyen Menschen durch das Gefühl des Hungers in die Falle lockt, wo er lebenslang seine Freyheit verliert. Oder die Verzweiflung, in die er sich durch Schulden, oder jugendliche Ausschweifungen, oder eine mißvergnügte Ehe gestürzt hat, jagt ihn uns zu. Wie können Sie denn sagen, daß der frey handle, der in den Abgrund sinken

will,

will, und in der Angst den einzigen Ast ergreift, den er noch ergreifen kann? Oder er hat ein Verbrechen in seinem Vaterlande begangen, und suchet deswegen bey uns eine Freystatt. Da sage ich nun wieder, daß der nicht frey handle, dem die Todesfurcht eine Entschliessung auspreßt. Und wie können wir denn von Leuten Treue erwarten, die ihrem eignen Vaterlande untreu waren? Wollen wir sie ihnen vielleicht durch Spiesruthen einprügeln? Endlich werden auch viele durch unsere Lügen hintergangen. Wir machen ihnen Hoffnung zur Freyheit, ob gleich unsere Lebensart die größte Sklaverey ist; versprechen ihnen Avancement, wenn wir gleich wissen, daß ein Bürgerlicher darauf nicht rechnen darf, capituliren mit ihnen und halten die Capitulation nicht; so betrügen wir die Leute, setzen sie durch unsere falschen Vorspiegelungen in die Nothwendigkeit, sich mit uns zu verbinden. Handeln denn nun diese Leute frey? Wenn sie in der Folge einsehen, daß sie gefehlt haben, und sich wieder die Freyheit wünschen, dann sind freylich solche barbarische Mittel nöthig, ihnen diesen Wunsch zu benehmen, dergleichen die Spiesruthen sind.

O. Wer zwingt denn aber die Deserteurs zu uns zu kommen?

L. Die Härte ihrer Officiers.

O. Und dafür bin ich Ihnen Bürge, daß die mehresten blos durch die Begierde nach dem Handgelde sich verleiten lassen, zu uns überzugehen. Diese handeln doch wohl frey?

L. Um des Friedens willen will ich Ihnen zugestehen, daß diese frey handeln. Aber sind wir denn nicht Thoren, wenn wir Leuten Handgeld geben, von denen wir gewiß wissen, daß sie ihren vorigen Herrn um dasselbe betrogen haben? Welcher vernünftiger Herr nimmt denn einen Bedienten an, von dem er weiß, daß er seinen vorigen Herrn bestohl? Und ich bitte Sie um alles, was heilig ist, sagen Sie mir nur, ob Sie wirklich glauben, daß wir durch Spiesruthen, Kantschuhe, Podokken, Knut, oder wie sonst die Ueberbleibsel heissen, die wir von unsern rohen, unwissenden, barbarischen Vorfahren geerbt haben, vermögend sind, den wirklichen Schurken zu bessern?

O. Um die Besserung bekümmert sich der Soldat nicht. Wenn wir nur den gemeinen Mann dahin bringen, daß er seine Schuldigkeit thut,

so ists gut. Und dazu sind doch die Spießruthen noch immer das beste Mittel.

L. Aber was ist denn des Soldaten Schuldigkeit? Ists die, daß er sich wie eine Wanduhr, oder eine andere Maschine behandeln lasse, ohne seine Vernunft zu gebrauchen; so schwöre ich Ihnen zu, daß wir niemanden, der nicht von Natur Maschine ist, dahin bringen. Ists aber Vertheidigung des Vaterlandes, so ist ja das närrisch, daß wir von Ausländern fordern, das Vaterland zu vertheidigen. Unser Land ist ja des Ausländers Vaterland nicht, und wenn wir ihn in unserm Lande krumm und lahm schlagen, so wirds doch sein Vaterland nicht, und wenn wir ihm die Ribben zusammentreten, so werden wir ihn doch nicht dahin bringen, daß er glaube unser Land sey sein Vaterland. Des Krolauers Vaterland ist und bleibt Krolau, und des Ritterstädters Vaterland Ritterstadt.

O. Wenn ich Ihnen dies auch alles zugebe, so sind doch die Landeskinder noch übrig.

L. Und haben die Landskinder etwa nöthig, durch Spießruthen zur Vertheidigung des Vater-

lands gezwungen zu werden? Läßt nicht der Wolf für seine Jungen sein Leben, ohne daß man ihn diese Pflicht durch Spießruthen lehrt; warum nicht auch der Mensch?

O. Schöne Worte! ein witziges Gleichniß! Schade nur, daß die Erfahrung damit nicht übereinstimmt. Sie erinnern sich wohl gar nicht mehr, daß wir gegen 6000 Landskinder im vorigen Kriege gezählt haben. —

L. Liebster Mann! mit dem vorigen Kriege kommen Sie mir ja nicht! Das war ein Eroberungskrieg, kein Krieg fürs Vaterland. Wenn wirklich das Vaterland angegriffen und vertheidigt wird, so thut jeder Bürger, wenn er nicht von Haus aus ein ausgezeichneter Schurke ist, seine Schuldigkeit, ohne daß man ihn spießruthet. Wenn er aber Blut und Leben aufopfern soll, um seines Fürsten Titel um einen Daumen breit zu vergrößern, so will ihm dies freylich nicht behagen, und man muß zu den unnatürlichsten Mitteln seine Zuflucht nehmen um unnatürliche Pflichten ihn zu lehren. Und wenn ich Ihnen alles heraus sagen soll, wie ich es auf dem Herzen habe —

Er sah mich mit einer bedenklichen Miene an, und brach das Gespräch ab. Da ich nun merkte, daß meine Gesellschaft ihm lästig wäre, entfernte ich mich. Den andern Tag gieng ich aus, um meine Mutter aufzusuchen.

Aber ein heftiger Lärmen, der durch eine Menge Trommeln verursacht wurde, zog mich an sich. Ich lief nach dem Orte zu, von dem der Schall herkam.

Das Rühren der Trommel war ein Signal, daß die ganze Garnison sich auf dem Markte versammeln sollte. Sie kam bald zusammen, stellte sich in Ordnung, und, bey alle dem Widerwillen, den ich gegen den Soldatenstand gefaßt hatte, mußte ich doch die Pünktlichkeit bewundern, mit welcher jeder seinen Platz suchte und fand. In der That bekam ich hohe Begriffe von der ganzen militärischen Einrichtung, da ich sah, wie durch den Ruf und den Wink eines Einzigen ein Paar tausend Mann eben so leicht gelenkt wurden, wie meine Seele ihre Finger lenkt, wenn sie auf dem Klaviere spielt.

So bald alles in Ordnung stund, wurde wieder durch die Trommel das Zeichen zur Stille und Aufmerksamkeit gegeben, worauf eine so unglaubliche Stille erfolgte, daß ein Blinder würde gemeynt haben, er sey ganz einsam auf dem Markte.

Ein fürstlicher Bevollmächtigter trat hervor, und verlas, mit durchdringender Stimme, folgendes fürstliche Rescript, das ich für Sie habe kopiren lassen:

„Ich habe mit grosem Mißfallen vernommen, daß das zweyte Bataillon vom Krollmannischen Grenadier-Regimente gegen den Obristlieutenant von Schurr einen Aufstand erregt, ihn sogar gemißhandelt habe, und daß, welches unglaublich ist, die Officiers daran Theil genommen haben. Ich würde diesen Ungehorsamen meine ganze Ungnade fühlen lassen, wenn ich nicht wüßte, daß diese Irregularität blos von dem Abscheue gegen die Spießruthen, und durch das Mitleiden gegen den Unglücklichen, der sie fühlen mußte, wäre veranlaßt worden.

Schon längst habe ich das Abscheuliche, Grausame und Unmenschliche dieser Gewohnheit gefühlt,

gefühlt, die ich nicht eingeführt, sondern von meinen Vorfahren eingeführt gefunden habe, und die vermuthlich in den Zeiten entstanden ist, da man noch die alten Weiber verbrannte, den Gefangnen Nasen und Ohren abschnitt, und die Unschuld der Menschen durch die Feuerprobe zu erforschen suchte. Schon seit einiger Zeit habe ich den Vorsatz gefaßt, diese schändliche Gewohnheit bey meiner Armee abzustellen, weil ich weiß, daß sie vorzüglich zur Absicht hat, das Mitleiden bey den Soldaten zu erstikken, sie hart und grausam zu machen, und sie darinne zu üben, Menschenblut ohne Rührung fliessen sehen zu können, welches doch für unsre aufgeklärte Zeiten gar nicht mehr schicklich ist. Allein bis itzo bin ich es noch nicht im Stande gewesen, weil die Spießruthen ein Hauptrad in einer grosen Maschine sind, die stille stehen würde, so bald man dieses Rad herausnehmen wollte.

Je ernstlicher ich nun gesonnen bin, das Scheusal der Spießrutherey, so bald es schicklich ist, gänzlich aufzuheben; desto mißfälliger ist es mir gewesen, daß man mir, auf eine höchst unregelmässige Art, hierinne vorgegriffen hat.

Deswegen declarire ich über den letztern unangenehmen Vorfall allen meinen Unterthanen, meiner ganzen Armee vorzüglich aber dem zweyten Bataillon des Krollmannischen Grenadier Regiments meine unabänderliche Meynung.

1. Der Obristlieutenant von Schurr hat nichts gethan das strafwürdig wäre, weil er in allem meiner ihm gegebnen Instruction gemäß gehandelt hat. Weil aber doch durch diesen traurigen Vorfall allgemeiner Widerwille gegen ihn entstanden ist: so soll er, theils zu seiner Schadloshaltung, theils um gröseres Unglück zu verhüten, von nun an Kommandant in Carmin, und von hiesiger Stadt entfernet werden.

2. Der Soldat, der zuerst gegen seine Vorgesetzten sich empörte, soll weil die Menschenliebe aus ihm sprach, von der Todesstrafe die ihm das Kriegsrecht zuerkennt losgezählt seyn. Um aber ein Exempel zu statuiren, und dergleichen Excessen ein für allemal vorzubeugen, soll er acht Tage bey Wasser und Brod geschlossen sitzen.

3. Den Lieutenant von Silkowitz, in Betracht, daß er aus Menschenliebe gehandelt hat, spreche

spreche ich ebenfalls von der verwirkten Todesstrafe los. Um aber für die Zukunft dergleichen Irregularitäten zu steuern, soll er zum Fähndrich degradirt seyn.

4. Die Bestrafung der übrigen Officiers behalte ich mir vor.

5. Ermahne ich landesväterlich alle meine lieben Unterthanen, und vorzüglich meine Armee, daß sie nimmermehr solcher Ausschweifungen, die ich allezeit auf das strengste ahnden werde, sich schuldig machen. Wer Fehler in meiner Regierung bemerkt, hat die Erlaubniß, sie mir, ohne Zurückhaltung, anzuzeigen. Und da ich vor Gott dem Allwissenden das unverbrüchliche Gelübde gethan habe, daß ich mein ganzes Leben, das mir Gott noch gönnt, dazu anwenden will, die Fehler meiner Regierung abzustellen: so kann jeder sicher darauf rechnen, daß ich auf jede, bey mir einlaufende, Klage sorgfältig merken, und ihr, falls ich sie gegründet finde, abzuhelfen suchen werde.

Aber Forderungen, die an mich mit Sturm geschehen, werde ich auf das strengste ahnden.

Diese Pflicht bin ich nicht nur mir und meiner Familie, sondern auch vorzüglich der Sicherheit meines Landes schuldig, das mir Gott zur Regierung anvertrauet hat. Denn was wollte aus meinen lieben Unterthanen werden, wenn jeder Enthusiast die Erlaubniß haben sollte seine Empfindungen mit dem Degen in der Faust, oder mit aufgepflanztem Bajonette gültig zu machen! Gegeben in meiner Residenzstadt Kolchis.

Ewilmerodoch

Fürst."

Auf die Verlesung dieses Rescripts folgte eine minutenlange Pause. Dann hob der Lieutenant von Silkowitz seinen Hut in die Höhe, und rief, so laut er rufen konnte: ich bekenne, daß ich zu voreilig gehandelt, und damit ein böses Exempel gegeben habe. Ich unterwerfe mich der mir gnädigst zuerkannten Strafe. Gott segne unsern gnädigsten Fürsten Ewilmerodoch!

Die ganze Versammlung stimmte ihm bey. Und selbst der Schwarzkopf, der zuerst den Ton

zur Empörung angegeben hatte, schlos sich nicht aus, und schwenkte den Hut, da man ihn zu seinem Arrest abführte.

Ich hoffe, Sie werden mit dieser Declaration des würdigen Fürsten zufrieden seyn Ich wenigstens wüßte nicht, was in diesem verwickelten Falle Vernünftigeres hätte können gesagt werden.

Morgen werde ich nach Carmin abreisen, um einmal meine Mutter zu finden, und mit ihr meine wichtigste Angelegenheit in Ordnung zu bringen. Ich bin

Ihr

Carl.

Neun und zwanzigster Brief.

Carl an den Obersten von Brav.

Kolchis, den 30sten Nov.

Liebster Herr Vetter!

Ich bin krank, sehr krank, und weiß nicht was es mit meiner Krankheit für einen Ausgang nehmen wird.

Die Ursache von meiner Krankheit ist sehr sonderbar. Ich will Ihnen doch, weil ich eine heitere Stunde habe, die Geschichte davon beschreiben. Gleich bey meinem Eintritte in das Hôtel de Crolau kam mir ein abscheulicher Geruch, von den daselbst befindlichen heimlichen Gemächern, entgegen, so daß es mir übel wurde. Ich gieng in das Zimmer, das mir angewiesen wurde, und fand es durchaus von Urin und andern menschlichen Excretionen parfumirt. Die Hoffnung, bald dieses Hôtel zu verlassen, half mir den heftigen Eckel, den ich gefaßt hatte, überwinden.

Den Tag aber, nach der Verlesung des Rescripts, das ich Ihnen überschickt habe, empfand

pfand ich bey dem Aufstehen den abscheulichen Geruch stärker als jemals. Ich wusch mich, trocknete mich an der Handquele ab, und fand sie auch parfumirt. Der Kaffee wurde aufgetragen, ich nahm mit Widerwillen die erste Tasse in die Hand, meine Einbildungskraft wurde lebhaft, und stellte mir alle die Unsauberkeiten vor, die wohl in diesem Hôtel seyn möchten. Unter diesen Vorstellungen nahm ich die erste Tasse zu mir, mit eben den Empfindungen, mit denen ich sonst Rhabarber zu nehmen pflege. Kaum hatte ich sie einige Minuten bey mir, so fühlte ich ein Schaudern durch meinen ganzen Körper. Es erfolgte ein starkes Erbrechen, und ich sank halb ohnmächtig auf den Lehnstuhl, der sich auf meiner Stube befand.

Kurz darauf überbrachte mir der Hausknecht ein Billet von dem Lieutenant von Silkowitz, in dem er mich auf das dringendste einlud, bey ihm zu Mittage zu speisen.

Ich hätte die Einladung nicht annehmen sollen, theils weil ich dadurch in der Besorgniß meiner allerwichtigsten Angelegenheit aufgehalten wurde, theils weil ich hätte fühlen sollen, daß

unter gegenwärtigen Umständen mir nichts zuträglicher, als eine Reise, sey. Aber meine Natur war zu schwach, den geringsten Widerstand zu thun. Ich nahm die Einladung an.

Gegen eilf Uhr war schon der gefällige Lieutenant da, und forderte mich auf, ihn in sein Logis zu begleiten. Und da ich ihm meine Unpäßlichkeit klagte, schlug er mir einen Spaziergang vor. Der Vorschlag wurde angenommen, und wir giengen durch die Lindenallee, die um die Stadt geht, bis an das Waisenhaus. Hier blieb der Lieutenant stehen.

Hätten Sie, fragte er, nicht Lust, das Naturalienkabinet zu besehen, das hier befindlich ist? Ich versichere Sie zum voraus, daß es Ihnen nicht gereuen wird, es gesehen zu haben.

Ich gehe mit, war meine Antwort, wohin Sie mich führen. Der Waisenhaus-Inspektor empfing uns sehr liebreich, und führte uns in einen grosen Saal, in welchem sich eine ziemlich vollständige Sammlung von den Producten der Natur befand. Ich sah da einen ziemlichen Vorrath von Mineralien, Steinen, Petrefacten, ein

vortreffliches herbarium vivum, eine schöne Insekten- Muschel- und Schneckensammlung, eine Menge sauber ausgestopfte Vögel, aufgeleimte Fische, Schlangen, Amphibien und Würmer in Spiritus, von den vierfüssigen Thieren die schönsten Abbildungen in Kupferstichen. Die Freude, die ich darüber empfand, war so lebhaft, daß sich mein Eckel verlohr und ich zu genesen glaubte.

Bey dem Weggehen erblickte ich an der Thür eine Büchse befestigt, mit der Ueberschrift: zum Besten des Waisenhauses! Ohne mich zu bedenken, steckte ich einen Dukaten hinein, druckte dem Inspektor die Hand, und sagte: Dank sey Ihnen für die Freude die Sie mir gemacht haben. Sie haben mir nicht nur Gelegenheit gegeben, einen grosen Theil der Werke Gottes zu übersehen, sondern Sie haben mir auch ein sehr schädliches Vorurtheil benommen.

Insp. Und welches dann?

J. Das Vorurtheil, das ich gegen die Waisenhäuser hatte. Denken Sie nur! ich habe zeither einen wahren Abscheu gegen alle Waisenhäuser gehabt, und habe sie als Gefängnisse angesehen,

wo die Menschen von Gott, der Natur und der menschlichen Gesellschaft abgezogen, und krank, dumm und boshaft gemacht würden. Nun sehe ich aber das Gegentheil. Ein Naturalienkabinet bey einem Waisenhause! Welch herrlicher Gedanke! Was da die Kinder für eine Menge praktischer Kenntnisse sich erwerben, wie sie hier ihren Verstand, ihre Unterscheidungskraft üben, was für würdige Vorstellungen von dem Allvater sie bekommen können! Von der Stunde an will ich auch meine Meynung von den Waisenhäusern ändern.

Insp. Ja, ja, man thut halt an den elenden Kindern, was man thun kann.

J. Werden diese armen Kinder oft in das Naturalienkabinet geführt?

Insp. Wer? die Waisenkinder? es ist noch keines mit einem Fusse herein gekommen. Da würde das Kabinet lange bestehen, wenn man solche rohe Leute einlassen wollte.

J. Vermuthlich tragen Sie also die Stücke einzeln in ihre Stube, und erklären sie ihnen?

Insp.

Insp. Ey wo denken Sie denn hin? Was hilft der Kuh Muskaten, sie frißt wohl Haberstroh. Wir wollen ja keine Gelehrten aus den Kindern ziehen. Bauern, Taglöhner, Dienstboten, höchstens Weber und Schuhmacher sollen sie werden. Und was nützt denn solchen die Naturgeschichte? Wenn diese ihre sechs Hauptstücke lernen, und lernen ihren Faden ziehen, so ist es ja gut.

J. Aber, bester Mann, wenn Sie nun ein Kind von vorzüglichen Talenten hätten, wollten Sie das auch zur Handarbeit verdammen?

Insp. Ey das versteht sich! da müßte das Waisenhaus viel Geld haben, wenn es da jedem zur Excolirung seiner Talente Unterstützung geben sollte. Nein, daraus wird nichts! Ist es denn nicht Barmherzigkeit genug, daß man diesen elenden Kindern das Leben erhält?

J. Ich denke aber, es sey nicht genug, daß man lebt, man muß auch glücklich leben. Und glauben Sie, daß ein Mensch glücklich seyn kann, der in sich Kraft zu grosen Unternehmungen fühlt, und zum Leisten oder Spaten verdammt ist? So

wenig als ein Zeisig, der beständig von Flugkraft gereizt wird, und an ein Kettchen geschlossen, in einen spannelangen Kefich gesperrt, gezwungen ist, Wasser zu ziehen.

Insp. Schaffen Sie nur Kapitale bey, so wollen wir es ja gerne thun.

J. Kapitale? Ziehen Sie doch gute und glückliche Menschen, so haben Sie ja Kapitale genug. Und wenn die Hälfte davon undankbar wäre, so ist doch gewiß die Hälfte dankbar Barmherziger Gott! wenn ich nur zehn Menschen hätte, die ihr Glück von mir bekommen hätten, und dankbar wären! Ich wollte damit mehr als mit einer halben Tonne Goldes ausrichten.

Insp. Ja, ja, es ist ja halt so.

J. Und gesetzt daß nun alle Waisenkinder zur Handarbeit verdammt seyn sollten, gehören denn die Werke Gottes allein dem Gelehrten, nicht auch dem Bauer und Handwerksmann zu? Hat Gott nicht seine Werke für alle zur Belehrung gemacht, die fünf Sinne und Verstand haben?

Insp. Man darf den Pöbel nicht zu klug machen, mein lieber Herr, sonst will er nicht mehr gehorchen.

J. Und wenn Sie also diesen jesuitischen Grundsatz haben, warum legen Sie denn bey dem Waisenhause ein Naturalienkabinet an?

Insp. Es ist blos geschehen, um dem Waisenhause mehr Revenüen zu verschaffen.

J. So, so. Leben Sie wohl! und verzeihen Sie mir, daß ich mich in Ihrer Person geirrt habe. Meine vorige Meynung von den Waisenhäusern ist mir nicht benommen, sondern ich bin darinnen bestärkt worden.

Wenzel mag wohl recht haben, wenn er sagt, daß der menschliche Verstand verschroben sey.

Itzo kam ich in das Haus, in dem der Lieutenant logirt. So bald ich in die mittlere Etage kam, die der Lieutenant bewohnt, kam mir wieder eben der Geruch, der mich in dem Hôtel de Crolau krank gemacht hatte, in einem weit stärkern Grade entgegen. Ein Nachtstuhl, der in einer Ecke des Saals stund, erfüllte mit seinen Ausdünstungen die ganze Etage. Und ob gleich ein ziemlich groser pot pourri in dem Speisezimmer stund, in das ich geführt wurde, so war er doch viel zu schwach, um seinen ungleich kräftiger

ger wirkenden Rival, den Nachtstuhl, zu besiegen. Ich fühlte wieder eine Anwandelung von Erbrechen, welches ich zu unterdrücken suchte.

Kaum aber hatte ich einige Löffel voll Suppe hinunter gewürgt, so mußte ich mich entfernen, und dem Erbrechen freyen Lauf lassen. Ich war so schwach, daß ich den Lieutenant um eine Porte-Chaise bitten mußte, um mich in das Hôtel de Crolau schaffen zu lassen, die er mir auch verwilligte.

Es ist doch eine sonderbare Menschenart in Kolchis, die in ihren Wohnungen solche Unflätereyen duldet, für welche selbst eine Bauernnase sich zusammenziehen möchte.

Gott weiß, was aus mir werden wird. Ich kann keinen Bissen essen, und bin zu kraftlos, als daß ich weiter reisen könnte. Mein Fieber stellt — sich ein, — ich muß — schliessen —

Carl.

Ende des dritten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Salzmann, Christian Gotthilf,

Carl von Carlsberg oder über das menschliche Elend

Bd.: 3

Carlsruhe (1784)

P.o.germ. 1208-166
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117870-2
VD18 90435273